

# Von der »Pomeranzenkirche« zur Professorenkanzlei

## Aus den ersten hundert Jahren Ludwigsburger Kirchengeschichte(n)\*

von Wolfgang Schöllkopf

Zu 300 Jahren Ludwigsburger Stadtgeschichte gehören auch die Geschichten ihrer Kirchen. Konfessionen und Religionen gestalten das Leben in einer Stadt wesentlich mit, da Kultus und Kultur zusammenwirken. Dass sie als Kirchen hier gleich zu Beginn im Plural genannt werden, ist zwar aus heutiger Sicht selbstverständlich, keineswegs jedoch aus den Anfängen der Ludwigsburger Geschichte. Als Schloss und Stadt Ludwigsburg heranwuchsen, war das Herzogtum Württemberg ein evangelisches Gemeinwesen lutherischer Prägung. Dies hatte die Reformation seit 1534 so entwickelt und wurde in der Großen Württembergischen Kirchenordnung von 1559 und dem Landtagsabschied von 1565 festgeschrieben, gültig als das Grundgesetz des evangelischen Württemberg bis zum Königreich 1806 und prägend weit darüber hinaus.<sup>1</sup> So hatten seit der Reformation alle Landesbeamten in sämtlichen Dienstbereichen die so genannte Konkordienformel, die in Tübingen entstandene Bekenntniseinigung der Lutheraner, bei Dienstantritt zu unterzeichnen. Eine Trennung von Staat und Kirche gab es nicht, Bürgergemeinde und Kirchengemeinde waren eines, die Kirchenleitung eine herzogliche Behörde und der Herzog das Oberhaupt seiner Landeskirche, die damit die Form einer Staatskirche besaß. Dazu kam, dass Württemberg seit dem Tübinger Vertrag von 1514 eine ständische Verfassung hatte, was den Vertretern der Landstände, zu denen die Ehrbarkeit, die Städte und die Vorsteher der großen Klöster gehörten, eine große Machtstellung in der Landespolitik einräumte.<sup>2</sup> Auch nach der Reformation waren unter den insgesamt 83 Mitgliedern des württembergischen Landtags 14 evangelische Prälaten als Leiter der Klosterschulen. Somit hatte die Landeskirche auf diesem Weg starken Einfluss auf die Landespolitik, notfalls auch gegen den Herzog, obwohl dieser Kirchenoberhaupt war! Ob diese Machtposition dem Auftrag der Kirche Jesu Christi, die das Evangelium frei und unabhängig auszurichten hat, dienlich war, steht noch einmal auf einem anderen Blatt.

Ganz anders jedoch sollten die Verhältnisse in der neu gegründeten Stadt Ludwigsburg geordnet werden. Ständewesen und Staatskirche galten dem absolutistischen Herzog als alte Zöpfe, die es abzuschneiden galt. Dies äußerte sich in vielen Bereichen, so schon im Wechsel von der Ständestadt Stuttgart zur Bürgerstadt Ludwigsburg, etwa auch im Ökonomischen, vom Gebundensein des Handwerks in den Zünften zur modernen Gewerbefreiheit. Und mit dem Modell einer neuen Stadt erfuhr sich auch die Kirche auf dem Weg in die Moderne in ihrer pluralen Gestalt, von der Ständekirche des Ständestaates Altwürttemberg zur Bürgerkirche eines modernen

\* Erweiterte Fassung des am 12. November 2009 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

Gemeinwesens. Dies machte sich in der Residenzstadt auch darin bemerkbar, dass die seit dem Mittelalter bestimmende Zuordnung der Kirchenglieder zu einer Parchie ergänzt wurde durch moderne Zielgruppenarbeit in der Garnison, im Gefängnis oder im Waisenhaus. Ludwigsburg wurde zum Modell, an dem sich auch die evangelische Staatskirche hin zur Mehrkonfessionalität der christlichen Kirchen, im Blick auf die jüdische Gemeinde sogar hin zur Multireligiosität, entwickelte. Der Tübinger Historiker Klaus Schreiner fasste es bei der Stadtgründungsfeier am 18. Mai 1979 so zusammen: »Die zu Anfang des 18. Jahrhunderts gegründete Stadt Ludwigsburg bildete im damaligen Herzogtum Württemberg eine Kraft des Fortschritts, eine Insel der Modernität, in der zum ersten Mal der Versuch unternommen wurde, religiöse Toleranz, von zünftigen Fesseln gelöste Gewerbefreiheit, eine dem Erziehungsideal der Aufklärung verpflichtete Bildung zum Form- und Gestaltungsprinzip von Staat und Gesellschaft zu machen.«<sup>3</sup> Allein: Halten diese großen Worte des Festtags auch dem Alltag der Anfänge stand?

Um diesen Alltag der Anfänge soll es im Folgenden gehen, und um es gleich zu sagen: Der Anfang war konfliktreich und steinig, aber durchaus spannend und hoffnungsvoll. Der Umgang der verschiedenen Stände und Schichten, Kirchen und Konfessionen konnte nicht einfach verordnet werden. Bei einer zwei Jahrhunderte alten Monopolstellung der evangelisch-lutherischen Kirche musste das Miteinander erst einmal eingeübt werden. Das ging nicht ohne Verlustängste, Vorurteile und Konflikte ab. Der friedliche Umgang der Konfessionen und Religionen setzt Kenntnisse voneinander voraus, die damals noch nicht vorhanden sein konnten. So wurde Ludwigsburg auch zum Einübungsort des konfessionellen Miteinanders und bereitete damit einhundert Jahre früher das vor, was das Königreich Württemberg dann ab 1806 mit sich brachte. Die Betrachtung der spannenden Ludwigsburger Anfänge soll deshalb diesen Zeitraum umfassen, wie auch schon die erste historische Darstellung durch Christoph von Kolb.<sup>4</sup> Allerdings wird sie nun nicht mehr, wie noch typisch für die Sichtweise des Oberhofpredigers von 1920, auf die evangelisch-lutherische Mehrheitskonfession beschränkt bleiben, sondern die entstehende konfessionelle und soziale Vielfalt in der Stadt verständlich machen und an Begegnungen illustrieren.

Dazu fällt 1726 in der Auseinandersetzung um die beiden am Ludwigsburger Marktplatz entstehenden Kirchengebäude ein interessantes Begriffspaar: Als sich die Lutheraner darüber beschwerten, dass die Reformierten gegenüber ähnlich prächtig bauen dürfen, verwenden sie den Begriff »religio dominans« für die evangelisch-lutherische Staatskirche und »religio tolerata« für die Reformierten und andere.<sup>5</sup> Beide Begriffe verraten die Einstellung der Mehrheit. Obwohl wortgleich, haben sie mit dem Verständnis von aufgeklärter Toleranz, wie es Locke, Lessing und der auch mit Ludwigsburg verbundene Voltaire geprägt haben, noch wenig zu tun. Tolerieren meint hier nur Dulden, noch nicht das aktive Er-Tragen von Unterschiedlichkeit bis hin zur Hochschätzung der Vielfalt religiöser Ausdrucksformen.<sup>6</sup> Nicht von ungefähr ist der aufgeklärte Toleranzbegriff wie in Lessings Ringparabel zum Umgang der Religionen miteinander entstanden, da ihre Inhalte und Unterschiede doch mit einer hohen Emotionalität besetzt sind und so Konfliktpotential enthalten. Von daher braucht es im religiösen Bereich eine besondere Form der Toleranz, genannt Ambiguitätstoleranz, die dazu befähigt, mit dem Fremden und für den eigenen Standpunkt zunächst bedrohlich Erscheinenden sinnvoll umzugehen.<sup>7</sup> Was das Projekt »Weltethos« von Hans Küng für die Weltreligionen entwickelt<sup>8</sup>, braucht die Einübung vor Ort, wie hier im historischen Modellfall Ludwigsburg.

Dabei achtet die Darstellung auf die geschichtliche Entwicklung der Kirche und der Kirchen nicht nur als gewachsene Institutionen, sondern auch im Bezug auf ihren Auftrag, ihre zentralen theologischen Inhalte und deren Inkulturation in der jeweiligen gesellschaftlichen Situation. Der geschichtliche Bogen von den Anfängen durch die ersten hundert Jahre Ludwigsburger Kirchengeschichte(n) wird schließlich in der Vorstellung eines außergewöhnlichen Pfarrers zu Beginn der Königszeit münden: Jonathan Friedrich Bahnmaier.

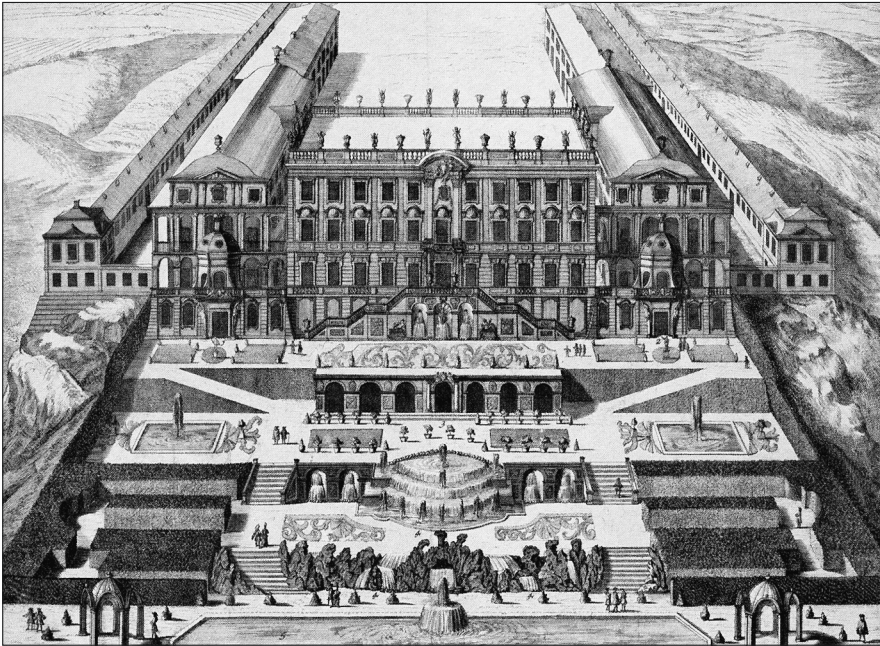
*»Pomeranzenkirche« – Anfang in einem Gewächshaus*

Zusammen mit den Landständen beobachteten und beurteilten besonders die evangelischen Kirchenvertreter das Entstehen der neuen Residenz Ludwigsburg mit großem Misstrauen. Dies war in der absolutistischen Abkehr des Fürsten, Herzog Eberhard Ludwig (1676–1733)<sup>9</sup>, von altwürttembergischen Gewohnheiten genauso begründet wie in der berechtigten Annahme, dass für dieses Vorhaben wieder einmal das Vermögen des Kirchenguts wird erhalten müssen. Und so geschah es: Aus dem Kirchenkasten flossen in der Zeit von 1709 bis 1724 jährlich zwischen 20000 und 80000 Gulden nach Ludwigsburg!

Die Gemarkung selbst war Bestandteil des Kirchenguts: Das einstige Dorf Geisnang gehörte mit seinen Grangien, den Landwirtschaftsbetrieben Fuchshof, Schafhof und Erlachhof schließlich zum Kloster Bebenhausen, das auch die Patronatsrechte über die dortige Johanneskirche wahrnahm. Auf dem Gebiet des Erlachhofs, der im pfälzischen Erbfolgekrieg 1693 niedergebrannt worden war, entstand das Jagdschloss und die Residenz Ludwigsburg, somit auf Besitz des Kirchenguts. Dieses Vermögen war mit der Reformation und der Aufhebung der Klöster beziehungsweise ihrer Umwandlung in Klosterschulen entstanden. Das Vermögen der insgesamt zwölf Frauen- und 14 großen Mannsklöster war bedeutsam, gehörte ihnen doch ein Drittel des Grundbesitzes des Herzogtums. So blieben die Klöster auch über die Reformation hinweg als Rechts- und Verwaltungsgrößen erhalten. Das Vermögen des Kirchenguts durfte jedoch nur für kirchliche, schulische oder soziale Zwecke ausgegeben werden, wogegen von herzoglicher Seite immer wieder zuwidergehandelt wurde, so auch in der Nutzung des Erlachhofs als Baugrund für die neue Residenz.

Kirchlich war zuerst die Pfarrei Oßweil für die Arbeiter und Hofbediensteten auf dem Erlachhof und Fuchshof zuständig; der Schafhof gehörte zu Eglosheim. Die wichtigen, da einzigen Beurkundungen von Familienstandsveränderungen – Taufen, Trauungen, Sterbefälle – geschahen in den dortigen Kirchenbüchern. Begräbnisse fanden auf dem Oßweiler Friedhof statt, wobei der Weg weit und mühsam war, dazu der Trauerzug an der Gemarkungsgrenze übergeben und der Leichenchor gewechselt werden musste! Dennoch schrieb der zuständige Pfarrer Jakob Bernhard Schertlin (1667–1736; in Oßweil 1707–1733) am 27. April 1711 zu den Plänen, die Filialen von Oßweil wegzunehmen, an den Markgröninger Dekan: »Oßweil mit seinen kecken Einwohnern dürfte sich wohl widersetzen.«<sup>10</sup> Als 1709 ein Todesfall beim Schlossbau in das Sterberegister einzutragen war, hielt Pfarrer Schertlin die Stimmung gegen die »Ludwigsburg« fest, wie sie im württembergischen Volk verbreitet war, als er kommentierte: »Möge Gott dem Land die Züchtigung ersparen, die die Ludwigsburger Sinnenlust heraufbeschwört.«<sup>11</sup>

Für die Kirchenglieder der entstehenden Ansiedlung wurde 1711 als erster eigener Prediger Vikar Johann David Duvernoy, 1719 dann Pfarrer Georg Ludwig Gmelin bestimmt, die beide jedoch von Stuttgart aus ihr Amt versahen. Zu den Gottesdiensten wurde die Ortsgemeinde zusammen mit der wachsenden Hofgemeinde zunächst ins Schloss geladen, wo im Vestibül des Alten Hauptbaus und auch im Festin- und Riesenbau Gottesdienst gefeiert wurde. 1716 schließlich stellte der Herzog die Oran-



*Johann Friedrich Nette: Ansicht des Alten Corps de logis von Norden (1709).  
In der Bildmitte, unmittelbar unterhalb der ersten Terrasse,  
ist deutlich die nach Norden offene Orangerie zu erkennen.*

gerie auf der nördlichen Terrasse dafür zur Verfügung.<sup>12</sup> So kam die Kirche ins Gewächshaus und damit an einen für wachsende Gemeinde und wachsenden Glauben durchaus symbolträchtigen Ort. Zufriedenstellend freilich war das auf Dauer nicht, denn zu viele Nutzungen des Ortes gerieten in Konkurrenz zueinander.

Wohin gehört die Kirche, will sie ihrem Auftrag der christlichen Botschaft gerecht werden? An den Hof oder auf den Markt?

### *Kirche am Hof*

»Ich rede von deinem Zeugnis vor Königen und schäme mich nicht« (Psalm 119, 46). Zu allen Zeiten gehörte zur jüdisch-christlichen Tradition auch ein tapferes Wort vor Fürstenthronen. In Württemberg hatte schon die erste Burg auf dem Rotenberg eine

Burgkapelle und nach der Reformation ordnete Herzog Christoph 1560 für das Alte Schloss in Stuttgart die Einrichtung der ersten evangelischen Hofkirche an.

In Ludwigsburg war mit dem Auftrag zum Bau einer evangelischen Hofkapelle ab 1716 und mit der Verlegung der Residenz ab 1718 auch der Dienst der Kirche am Hof eingerichtet worden. Allerdings bildete der Hof keine Parochie mit eigenen Rechten. Schon der erste Hofbaumeister, Philipp Joseph Jenisch (1671–1736), verband als Theologe und Festungsbaumeister in seiner Person die Kirche und den Hof. Neuere Quellenfunde weisen ihn zudem als Anhänger von Philipp Jakob Spener und damit des frühen Pietismus aus, der dem höfischen Treiben kritisch gegenüberstand.<sup>13</sup> Aus dem gleichen Umkreis stammten auch die ersten Ludwigsburger Hofprediger, die traditionell zu den führenden Theologen des Landes zählten. So beeinflusste Samuel Urlsperger (1685–1772; Oberhofprediger 1715–1718) das Bildprogramm der Hofkapelle, in der tatsächlich ein italienisch gestalteter, aber inhaltlich evangelisch ausgerichteter Barock entstand!<sup>14</sup> Sein Nachfolger Eberhard Friedrich Hiemer (1682–1727; Oberhofprediger 1718–1727) brachte die Kritik am höfischen Treiben ausgerechnet bei der Einweihung der prächtigen Hofkapelle am 31. Oktober 1723 zum Ausdruck, als er sagte: »Lang bey Hof, lang in der Hölle!«<sup>15</sup> Dennoch gehört die Kirche auch an den Hof und sie war für ihre wichtige seelsorgerliche Aufgabe mit erstaunlichen Möglichkeiten ausgestattet, wozu der Zugang zu allen höfischen Ständen gehörte. So mischten sich in der kirchlichen Arbeit Reich und Arm, Hoch und Niedrig, die sonst streng getrennt blieben. Hiemer setzte auch die ersten Geistlichen in ihre Ämter ein, die für die städtische Ansiedlung und ihre verschiedenen Menschen zuständig waren. Damit zog die Kirche vom Hof auch auf den Markt.

### *Kirche(n) auf dem Markt*

»Paulus redete täglich auf dem Markt zu denen, die sich einfanden« (Apostelgeschichte 17, 17). Wie das Bekenntnis vor Thronen, so ist auch das offene, auf Diskurs angelegte Wort auf dem Markt, inmitten einer pluralen Gesellschaft, spätestens seit der Predigt des Apostels Paulus auf dem Areopag zu Athen ein Signum biblischer Tradition. Sehr modern klingt das Schlagwort von den Kirchen auf dem Markt und tatsächlich hat ihre Entstehung im Modellfall Ludwigsburg etwas mit neuzeitlicher Religionsfreiheit zu tun. Sie war – neben der Steuerfreiheit, dem gestellten Baumaterial und der eigenen Rechtsprechung – einer der Anreize, mit der Neubürger zur Ansiedlung auf Ludwigsburger Gemarkung animiert werden sollten.

Würden die anderen Privilegien bereits 1709 erstmals ausgelobt und danach viermal wiederholt, so wurde die Religionsfreiheit nur einmal genannt, im Aufruf vom 18. Februar 1715: »Hoch-Fürstlich-Württembergische Privilegien, Freyheiten und Benefizien, vor diejenige, welche sich zu Ludwigsburg häufiglich niederlassen und stabiliren wollen«, wo es unter II. heißt: »Solle daselbst Niemanden, der Religion wegen, einige Hinderung gemacht, sondern jedermann, wer sich zu einer von denen im Heiligen Römischen Reich recipirten Religionen bekennet, ohne Unterscheid derselben, aufgenommen und tolerirt, auch zu deren Exercitio eine bequeme Gelegenheit angewiesen werden.«<sup>16</sup> Das war ein wichtiger Meilenstein Richtung gebildeter Aufklärung und religiösem Miteinander und respektierte außerdem, dass praktizierte Religion zu ihrer angemessenen Ausübung (»exercitio«) geeigneten Raum auf dem Markt braucht.

Freilich kam für altwürttembergische Verhältnisse dieser Schritt für zu viele zu früh, und man kann sich die Kommentare der Stuttgarter Landstände und ihrer Prälatenbank zu diesem Wagnis wohl vorstellen! Vielleicht auch deshalb wurde das Privileg der Religionsfreiheit in den folgenden Aufforderungen zur Ansiedlung in Ludwigsburg nicht mehr wiederholt. Dennoch: Einmal ausgesprochen, wirkte es und setzte das Althergebrachte in Bewegung, vom Hof auf den Markt. Um jedoch die Wirkungen realistisch und nicht idealistisch zu erfassen, wird zwischen Verfassungsanspruch und -wirklichkeit wohl zu unterscheiden sein! Betrachten wir daraufhin nun die Anfänge der einzelnen Konfessionen im Modellfall Ludwigsburg:

### *Die evangelisch-lutherische Kirche*

Beginnen wir mit der Mehrheitskonfession, die als »religio dominans« auch in Ludwigsburg ihre Vormachtstellung einrichten wollte, wenn sie den Markt auch mit anderen teilen musste. Obwohl sie in Württemberg das »lutherisch« normalerweise nicht im Titel führt, gehört sie dem Bekenntnis nach zu dieser Ausprägung der Reformation.<sup>17</sup>

In Ludwigsburg zog nach dem Ende der Zugehörigkeit zur Oßweiler Parochie und der Pomeranzenkirchen-Episode die Gemeinde in die von 1718 bis 1726 durch den herzoglichen Baumeister Donato Giuseppe Frisoni erbaute Stadtkirche ein. Die festliche Weihe fand am 50. Geburtstag Herzog Eberhard Ludwigs, dem 18. September 1726, statt, jedoch ohne den Herzog. Es war eine schwierige Baugeschichte, vor allem wegen ständigen Geldmangels. Und das, obwohl für Kirchenbau ganz legal das Vermögen des Kirchenguts verwendet werden durfte und die herzogliche Schatulle somit entlastet war. Aber die Kassen und die Geduld der genehmigenden Stände und Behörden waren erschöpft. Auch ein landesweiter Kollektenauftrag des Herzogs mit dem Versprechen, dass »milde Freygebigkeit von dem göttlichen Seegen ohne Zweifel wieder ersetzt«<sup>18</sup> werde, brachte nicht den erhofften Geldsegen. Die Gebrüder Leopoldo und Paolo Retti als Bauleiter drohten gar dem Kirchenrat als Bauherrn damit, ihm die nicht ausbezahlten einhundert Tagelöhner auf den Hals zu schicken!<sup>19</sup>

Wieder entstand ein außergewöhnlicher Bau, diesmal eine evangelische Predigtkirche in zurückhaltender barocker Ausstattung, die jedoch nach außen ihre Vormachtstellung dokumentierte, wozu extra die Doppeltürme erhöht werden mussten, was heißen sollte: Wir sind auf dem Markt, aber wir sind hier die ersten! Frisoni hatte als katholischer Italiener beide Aufgaben, an der evangelischen Hofkirche wie an der Stadtkirche, eindrucksvoll gelöst und das, obwohl es kaum Erfahrungen im Herzogtum mit nachreformatorischem evangelischem Kirchenbau gab.

Am 9. Juni 1720, noch während der Bauzeit der Stadtkirche, fand in der »Pomeranzenkirche« die Investitur der ersten drei ständigen Ludwigsburger Pfarrer durch Oberhofprediger Eberhard Friedrich Hiemer statt: Dekan Christoph Andreas Schmidlin, Oberhelfer (oder 1. Diakon) Georg Ludwig Gmelin und Unterhelfer (oder 2. Diakon) Stephan Rau. Letzteren hatte Herzog Eberhard Ludwig auf einem Jagdausritt von Urach aus in Würtlingen kennen und schätzen gelernt, so dass er ihn für Ludwigsburg gegen das Konsistorium durchsetzte. Überhaupt waren zur rechtlichen Einrichtung der Stadtkirchengemeinde und ihrer Pfarrämter noch einige Hürden zu nehmen, die die Stuttgarter Zentralbehörden als Sicherheit eingebaut hatten. So



*Kupferstich aus der gedruckten Predigt zur Einweihung der Stadtkirche am 18. September 1726. Allegorische Darstellung von der Übergabe der Kirche an den Herzog: Am offenen Altar sitzt auf einem von Engeln umspielten Thron der Gründer der Stadt in antikem Gewand; neben ihm steht eine weibliche Gestalt, der Glaube, das Kreuz in der Linken haltend und mit der Rechten auf einen hochschwebenden Engel deutend, der das Bild der Stadtkirche entrollt.*

verblieb zunächst das zuständige Dekanatamt in Markgröningen und wurde erst 1720 nach Ludwigsburg verlegt. Dazu mussten die Ämter Markgröningen, Cannstatt, Marbach und Waiblingen Dörfer an Ludwigsburg abgegeben, was großen Unmut erregte.

Als nach dem Tod Eberhard Ludwigs die Residenz wieder nach Stuttgart verlegt wurde, ging 1736 auch das Dekanatamt auf Anordnung des Konsistoriums zurück nach Markgröningen. Es wurde in Ludwigsburg erst 1812 wieder eingerichtet. Als Ort mit eigener Rechtsform nahm die Investitur der ersten ständigen Pfarrer in Ludwigsburg auch nicht der zuständige Dekan, sondern der Oberhofprediger vor. Ebenso war für die in der württembergischen evangelischen Landeskirche so wichtige Visitation nicht der Generalsuperintendent von Maulbronn zuständig, zu dessen Generalat Ludwigsburg eigentlich gehörte, sondern ebenfalls der Oberhofprediger.

Mit der Verlegung der Regierungsbehörden nach Ludwigsburg zog schließlich, allerdings widerwillig und deshalb erst 1730 auch das kirchenleitende Konsistorium als herzogliche Landesbehörde unter dem Geheimen Rat nach Ludwigsburg um. Als Amtssitz diente das Gebäude in der Wilhelmstraße 9, in dem sich später, von 1823 bis 1955, die Prälatur befand. In einer großen Verwaltungsreform hatte Herzog Eber-

hard Ludwig 1699 das Konsistorium als die für die Inhalte der kirchlichen Arbeit verantwortliche Kammer getrennt vom Kirchenrat, der die finanziellen und verwaltungstechnischen Aufgaben wahrnahm. Alle Schwierigkeiten und Verzögerungen bei den Anfängen deuten auf ein abgrundtiefes Misstrauen der altwürttembergischen Kirche und der sie stützenden Stände gegenüber Ludwigsburg hin.

### *Kirche macht Schule*

Mit dem Aufbau der kirchlichen Arbeit ging zugleich die Sorge um eine angemessene Schulbildung einher. Diese seit der Reformation verstärkte Verbindung zwischen Kirche und Bildung bekam inzwischen neue Impulse aus der beginnenden Aufklärung. Trotz zunehmender Emanzipation der Schule blieb sie in unserem Betrachtungszeitraum noch immer unter Aufsicht der Kirche.

Schon 1711 wurden in Ludwigsburg die ersten Klassen einer Deutschen Schule, später Volksschule genannt, eingerichtet. Ihr erster Lehrer war der Gartenaufseher Richard Bockleth aus Österreich, der früher Prior des Ordens der barmherzigen Brüder und dann zur evangelischen Konfession konvertiert war.<sup>20</sup> Und ab 1720 begann der Aufbau einer Lateinschule, dem späteren Gymnasium, mit dem ebenfalls aus Österreich stammenden Präzeptor Christian Schoder, einem ebenfalls konvertierten ehemaligen Benediktinermönch aus Melk.<sup>21</sup> Bereits 1730 wurde eine eigenständige deutsche Mädchenschule gegründet, und ebenso fortschrittlich war, dass neben der üblichen Winterschule auch Sommerschulzeiten eingerichtet wurden, was sozial darauf hindeutet, dass die Ludwigsburger Bevölkerung nicht mehr agrarisch bestimmt war, wie sonst im Land.

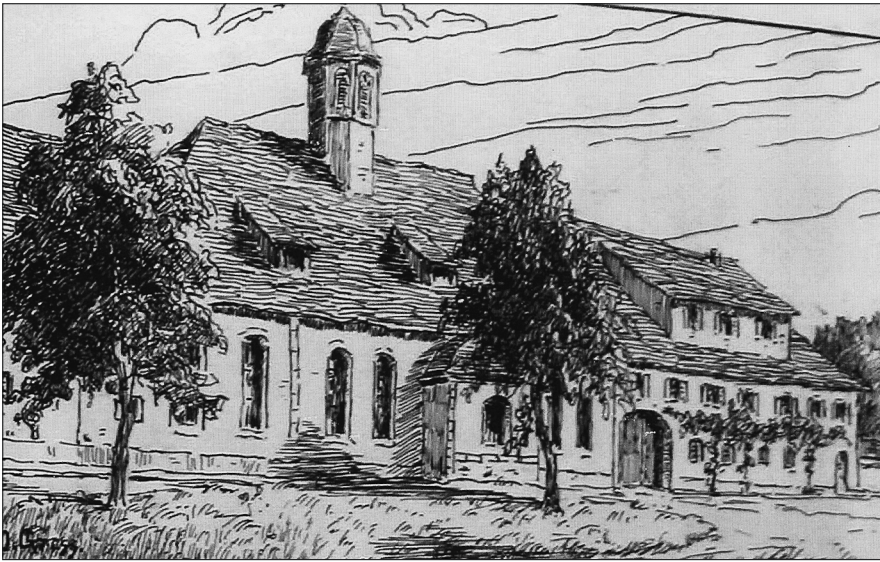
### *Moderne kirchliche Zielgruppenarbeit und der Pietismus*

Neben den klassischen Bereichen Kirche und Schule entstanden in Ludwigsburg von Anfang an, wie auch bereits in der Residenz Stuttgart, kirchliche Arbeitsfelder für bestimmte Zielgruppen, in der Garnison, im Zuchthaus und im Waisenhaus. Gerade diese neuen pastoralen Arbeitsformen waren stark vom schwäbischen Pietismus geprägt, der in moderner Weise die alte Bindung kirchlicher Arbeit an die Parochie durch missionarische Handlungsfelder erweiterte.<sup>22</sup>

Der auf eine persönliche Glaubenspraxis zielende Pietismus war in Ludwigsburg von Anfang an durch namhafte Vertreter am Hof und in der Stadt einflussreich. So prägte das 1736 gegründete Waisenhaus der pietistische Pfarrer Matthäus Friedrich Beckh (1708–1780).<sup>23</sup> Sein Vorbild in Theologie und Pädagogik war der Begründer der Waisenhausbewegung in Halle, August Hermann Francke (1663–1727). Beckh ging auch in die schwäbische Literatur ein, denn Friedrich Schiller, der von 1767 bis 1773 die Ludwigsburger Lateinschule besuchte, setzte ihm 1786 ein Denkmal in seinem »Verbrecher aus verlorener Ehre«. Hermann Kurz (1813–1873) nahm diesen Stoff 1854 auf in seinem Roman »Der Sonnenwirt«, in dem Pfarrer Beckh ausführlich dargestellt wird. Für die kirchliche Arbeit am Waisenhaus wurde 1754 die Waisenhauskirche eingeweiht.

Da der Pietismus aber vor allem das Engagement von Laien in der Amtskirche stärkte, waren es auch nicht-theologische Mitarbeiter, die seine Gedanken verbreiteten. Herausragendes Beispiel dafür war der Hausvater und Lehrer am Waisenhaus,





*Ansicht der Waisenhauskirche (Gefängniskirche).  
Federzeichnung von Pfarrer Otto Gross, um 1925.*

Israel Hartmann (1725–1806).<sup>24</sup> Er pflegte vielfältige Kontakte zu pietistischen Persönlichkeiten wie Friedrich Christoph Oetinger (1702–1782), Johann Georg Lavater (1741–1801), der ihn mehrfach in Ludwigsburg besuchte, oder Johann Friedrich Flattich (1713–1797), dem Garnisonsprediger auf dem Hohenasperg. Hartmann hielt in Ludwigsburg eine Erbauungsstunde, zu der Gäste aus allen sozialen Schichten in Stadt und Hof kamen. Starke Impulse erhielt der Pietismus in der Gegend, als Philipp Matthäus Hahn (1739–1790) 1770 Pfarrer in Kornwestheim wurde. Hahn hielt viele, auch Ludwigsburger Begegnungen in seinem Tagebuch fest.<sup>25</sup> Zu den engagierten pietistischen Laien gehörte in Ludwigsburg auch Johann Philipp Weisbrodt (1739–1803), der Direktor der Porzellanmanufaktur, der ein Anhänger des Mystikers Jacob Böhme (1575–1624) war.<sup>26</sup>

Eine weitere Zielgruppe kirchlicher Arbeit war die anwachsende Ludwigsburger Garnison. Der erste Garnisonspfarrer wurde 1737 Immanuel Friedrich Jenisch, ein Verwandter des ersten Schlossarchitekten Philipp Joseph Jenisch. Bei Kolb heißt es von ihm: »Hernach Pfarrer in Haberschlacht, 11. Juli 1753 auf der Kanzel vom Blitz erschlagen.«<sup>27</sup> In der Betreuung der Soldaten hatte der Garnisonspfarrer Zugang zu allen Ständen und Rängen. Er verstand seinen Dienst auch als Beitrag zur Sozialkultur unter entwurzelten jungen Männern in fremder Umgebung. Kirchenrechtlich blieb diese Zielgruppenarbeit jedoch lange zweitrangig, und da die Garnison keine Parochie bildete, konnte ihr Pfarrer eigentlich auch keine Kasualien, Taufen, Trauungen, Bestattungen beurkunden, was ständigen Anlass zu Konflikten gab.

Ein besonderer pietistischer Vertreter in der Aufgabe als Ludwigsburger Garnisonspfarrer war von 1738 bis 1745 Immanuel Gottlieb Brastberger (1716–1764), ein Schüler von Johann Albrecht Bengel.<sup>28</sup> Er wurde nach der Zeit in Ludwigsburg Pfarrer in

Oberesslingen und Dekan in Nürtingen. Berühmtheit erlangte er als Verfasser einer in vielen schwäbischen Häusern und durch die Auswanderer auch in der ganzen Welt verbreiteten Predigtsammlung: »Evangelische Zeugnisse der Wahrheit«. Es wurde das neben der Bibel am häufigsten aufgelegte Buch, 1758 in erster Auflage und 1883 in 85. Auflage erschienen, samt Kommissionsausgaben in Amerika und Russland. Die Auswanderer aus Württemberg verband es mit der schwäbischen und mit der ewigen Heimat. In den Häusern wurde es als Vorlesebuch bei den Hausandachten benützt. Es enthält 92 Predigten nach dem Kirchenjahr, in einfacher Sprache verfasst. Brastberger schilderte seine Absicht im Vorwort: »Mir war es darum zu tun, die Seelen nur aufzumuntern, daß sie die elenden Sandgebäude eines landläufigen, bodenlosen Christentums niederreißen und den Grund zu einem wahren, tätigen, Gott gefälligen Christentum durch die Gnade in sich legen lassen.« Er hielt in Ludwigsburg ab 1741 eine vielbeachtete Erbauungsstunde, die Menschen aller Stände aus Garnison, Hof und Stadt anzog. 1743 integrierte das herzogliche Pietisten-Reskript die Einrichtungen des Pietismus in die Landeskirche und entschärfte dadurch die in dieser Bewegung immer enthaltenen separatistischen Tendenzen.<sup>29</sup>

Anfangs feierte die Garnisonsgemeinde ihre Gottesdienste in der Kaserne, dann ab 1750 am Sonntagmorgen vor der zivilen Gemeinde in der Stadtkirche, was jedoch zu ständigen Konflikten führte. Der Gottesdienstbesuch war bei den Soldaten obligat und auch deshalb akzeptiert, weil er vor unangenehmeren Tätigkeiten bewahrte. Mit der Disziplin im Gottesdienst war es allerdings, zeitgenössischen Quellen zufolge, nicht weit her. Und bei der zeitlich aufwändigen Feier des heiligen Abendmahls kam es regelmäßig zu Verspätungen, so dass die Glieder der Stadtkirchengemeinde draußen vor der Tür warten mussten. Auch das wurde zum Einübungsfeld von Toleranz, bis 1781 die Garnisonsgemeinde in die ehemalige reformierte Kirche am Marktplatz umziehen konnte.<sup>30</sup> Über diesen Festtag berichtete Franziska von Hohenheim in ihrem in origineller Sprache abgefassten Tagebuch: »Bald darauf fierden mich Ihre Durchleucht an den Wagen, ohne das ich wuste, wo es hen geng. Daussend mud masungen hatte ich, und under diessem kam man in Louisburg an. (...) Sie hielden Kirchenbarade, und fierden die Garnison selbst in die neihe Kirch. (...) Nach der Kirch geng es in das Milidär Weissen Haus, diesses haben Ihre Durchleucht um 100 Könder verstergdt und auf heide wurden sie auch in den neihen Gebey, die der herzog noch wieder haben dar zu zurechdt machen lassen, ein genomen, eine handlung, die Ihnen gewies im hemel mit Segen an geschrieben ist.«<sup>31</sup>

Mit diesem Umzug aber ist die Frage nach der zweiten Kirche auf dem Ludwigsburger Markt, der »religio tolerata« verbunden und wird die Vielfalt, die sich bereits innerhalb der evangelisch-lutherischen Konfession, ihren neuen Arbeitsformen und Prägungen durch den Pietismus vorgezeichnet hat, deutlich.

### *Die evangelisch-reformierte Kirche*

Seit der Reformation hatten die beiden Ausdrucksformen der evangelischen Kirche ein polemisches Verhältnis zueinander, obwohl die württembergische Art der Reformation reformierte Elemente aufnahm und so die schweizerischen und die lutherischen Einflüsse miteinander verband. So wurde die evangelische Kirche in Württemberg eine lutherische Landeskirche mit lutherischem Bekenntnis, jedoch mit einer schweizerisch-oberdeutschen Gottesdienstform und Kirchenverfassung.<sup>32</sup> Dennoch

herrschte auch hier, obwohl oder gerade weil die beiden einander so nahe waren, die polemische Auseinandersetzung vor, wie sie ein alter württembergischer Spottversprechend zum Ausdruck bringt:

»Die Reformierten sind  
vom Papste zwar geschieden,  
und dennoch leben wir  
mit ihnen nicht in Frieden,  
denn erstens lehren sie  
die Gnadenwahl nicht recht,  
und dann ist ihr Begriff  
vom Abendmahl ganz schlecht.«<sup>33</sup>

Hier sind die beiden theologischen Hauptstreitpunkte der Konfessionen benannt, nämlich das Verständnis vom Abendmahl und die Auffassung von der Gnadenwahl (Prädestination).

In Württemberg sorgte der Ludwigsburg-Gründer Herzog Eberhard Ludwig für eine Begegnung der beiden Kirchen durch seine Ansiedlung von vertriebenen Waldensern aus Norditalien und Hugenotten aus Frankreich in der Zeit von 1698 bis 1701. Sie durften in dem vom Dreißigjährigen Krieg entleerten westlichen Landesgrenzgebiet neue Siedlungen gründen. Rund 1800 Menschen kamen, brachten die Kartoffel, die Luzerne und ihre französischsprachigen schlichten Predigtgottesdienste mit. Ihre Ansiedlungen tragen typische Namen, wie Pinache, Serres, Klein- und Großvillars oder Perouse. Die Waldenser gehen auf eine vorreformatorische Erneuerungsbewegung zurück und nennen sich nach Petrus Waldes aus dem 12. Jahrhundert. Zur Zeit der Reformation schlossen sie sich der reformierten Richtung mit der Prägung von Guillaume Farel (1489–1565), dem Weggefährten Johannes Calvins und Pfarrer im württembergischen Mömpelgard, an.

Für die Altwürttemberger war die Begegnung mit ihnen – nicht nur wegen des Glaubens, sondern auch wegen der französischen Kultur – eine Fremdheitserfahrung. Reformierte Gemeinden entstanden zumeist im Umfeld des Hofes. So gründete sich 1708 eine erste reformierte Gemeinde durch Hugenotten in Cannstatt. Als sie den Bau einer eigenen Kirche beantragten, genehmigte der Herzog diesen nur in Ludwigsburg, um damit seiner nur schleppend verlaufenden Ansiedlung aufzuhelfen. Deshalb wurde sein Siedlungsauftrag mit den angebotenen Privilegien auch in französischer Sprache verbreitet. Tatsächlich kam es zur Umsiedlung hugenottischer und waldensischer Familien nach Ludwigsburg, allerdings unter schwierigen ökonomischen Bedingungen. 1732 wurden immerhin 119 Menschen reformierten Glaubens in der Stadt gezählt.

Nun begann ab 1720 der zweite Kirchenbau am Ludwigsburger Marktplatz, wieder mit erheblichen finanziellen Schwierigkeiten und dazu unter großem Protest der Landschaft und des Konsistoriums, die diese Öffnung nicht akzeptieren wollten. Da der Kirchenkasten dafür auch keine Mittel bewilligte, kam der Bau bald ins Stocken. Dazu beantragte die »religio dominans« von gegenüber, dass der Rangunterschied zur »religio tolerata« auch nach außen sichtbar gemacht werden müsse. Die nachträglich erhöhten Türme der Stadtkirche stehen für diese Machtdemonstration.

Der Herzog versuchte, für den zweiten Kirchenbau internationale Unterstützung einzuwerben, aus reformierten Ländern wie den Niederlanden und der Schweiz, aber auch aus Preußen, Hessen und England. Er hatte einen ganz persönlichen Grund für

sein ungewöhnliches Engagement in dieser Sache, denn in seine eigene Familie war die konfessionelle Vielfalt eingezogen: Seine Schwiegertochter, Herzogin Henriette Marie (1702–1782), eine geborene Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, war reformierter Konfession und behielt diese auch nach der Heirat mit dem Kronprinzen Friedrich Ludwig von Württemberg (1698–1731) bei.<sup>34</sup> Unterstützung fand sie dafür beim preußischen König Friedrich Wilhelm I., nicht aber in der Landeskirche Württembergs. Ihre persönlichen reformierten Hofprediger waren die ersten Pfarrer der Gemeinde: Jüngst, Lupichius, St. Aubin und La Combe. Mit dem frühen Tod des Erbprinzen 1731 und dem Umzug der Herzogin auf ihren Witwensitz Göppingen war die Schutzfunktion jedoch zu Ende, und als 1738 der Kirchenbau endlich fertig gestellt werden konnte, durfte er nicht mehr in Dienst genommen werden: Ludwigsburg war seit 1739 in das Land Württemberg inkorporiert, so dass eine Ansiedlung von Reformierten nicht mehr möglich war!

So kam es, dass der von Baudirektor Retti und Kreisbaumeister Frey entworfene und aufgebaute Neubau vor dem Bezug bereits baufällig wurde. Dazu zählte die reformierte Gemeinde im Jahr 1754 nur noch 13 Erwachsene und sieben Kinder, wobei alle Männer in Mischehen mit lutherischen Frauen verheiratet waren.<sup>35</sup> Dennoch hielten die Verbliebenen, in einer Glaubensflüchtlingen zuweilen eigenen Sturheit, an ihrem »temple« fest. Erst Jahrzehnte später waren sie zum Verkauf bereit, und so wurde die zweite Kirche am Ludwigsburger Markt 1781 als lutherische Garnisonskirche bezogen. Die reformierten Gottesdienste der kleinen Gemeinde fanden in einem Herrschaftshaus beim Gasthof Waldhorn statt. 1823 vereinigte sich die reformierte Gemeinde im Zuge der preußischen Unionsbewegung und wegen eigener Schwierigkeiten mit der württembergischen Landeskirche.

### *Die römisch-katholische Kirche*

Noch immer war in Altwürttemberg das Feindbild der »Papisten« oder »Pontificiis« lebendig und fand in den Ausdrucksformen des Barock neue Nahrung. Mit dem Schlossbau in Ludwigsburg aber zogen mehr als 600 italienische Arbeiter ins Land und brachten ihre Bräuche und ihren Glauben mit. Kaum ist zu erahnen, was davon einen ständischen Altwürttemberger mehr verunsicherte, der fremde Kultus oder die fremde Kultur. Um in der Fremde eine geistige Heimat zu haben und der Messpflicht zu genügen, brachten die Handwerker aus der Gegend um Como ihren eigenen Priester mit und pflegten ihren Zusammenhalt, gefördert und geschützt durch den Schlossarchitekten Donato Giuseppe Frisoni (1683–1735)<sup>36</sup>, seinen Schwager Paolo Retti (1691–1748)<sup>37</sup> und deren Familien.

Ab 1710 feierten die Katholiken ihre Gottesdienste ebenso wie die Protestanten in der »Pomeranzenkirche«, was aber das Anwachsen von Vertrautheit kaum förderte, sondern im Gegenteil zu größeren Spannungen führte. Dazu wurde die Schar der katholischen Gottesdienstgemeinde immer größer, da Katholiken aus dem Umland nach Ludwigsburg kamen. Ansonsten blieb ihnen nur der Weg in die katholischen Gebiete der Reichsritterschaften, wie Oeffingen, das dem Augsburger Domkapitel unterstand und zugleich auch Bestattungsort für die Ludwigsburger Katholiken blieb, oder der Marienwallfahrtsort Stuttgart-Hofen. Ab 1710 sorgten Kapuzinerpatres aus der katholisch gebliebenen freien Reichsstadt Weil der Stadt als Seelsorger für die anwachsende katholischen Gemeinde.

Von Seiten der »religio dominans« jedoch gab es statt eingeübter Religionsfreiheit andauernde Repressalien. So wurde die katholische Gemeinde des gemeinsamen Gewächshauses verwiesen und ihr kein »cultus publicus«, sondern nur noch ein »cultus privatus« gestattet.<sup>38</sup> Schon 1718 schärfte das Konsistorium ein, dass im Schulunterricht auch für die reformierten Kinder und die der »Papisten« der württembergische evangelische Katechismus galt. Er war seit der Reformation das elementare Schulbuch, anhand dessen die Kinder auch Lesen und Rechnen lernten, weshalb in den Ausgaben auch das große und kleine ABC und das Einmaleins enthalten waren. Und so mussten die katholischen und reformierten Kinder mit Luther und Brenz lesen lernen!

Im Jahr 1724 waren 267 von 1456 Ludwigsburger Einwohnern Glieder der katholischen Gemeinde. 1724 wird ein Gartenhaus auf Frisonis Grundstück erbaut und 1725 von dem Bischof von Como, Giovanni Jacobo de Maleco, Probst zu Fino, als katholische Kirche geweiht. Ludwigsburg als zunächst exterritoriales Gebiet unterlag nämlich auch nicht der bischöflichen Jurisdiktion der Diözese Konstanz.<sup>39</sup> Nachdem dieses Gartenhaus ständiger Ort des Anstoßes war, wurde es 1772 geschlossen, 1800 abgebaut und seine Bauteile für das Mausoleum des Reichsgrafen von Zeppelin auf dem Alten Friedhof verwendet.<sup>40</sup>

Frisoni starb nach Inhaftierung 1735 und wurde auf dem katholischen Friedhof von Oeffingen im Grab seiner ersten Frau beigesetzt. Das von Retti beantragte Trauer geläut von der doch von Frisoni erbauten evangelischen Stadtkirche wurde ihm von der herzoglichen Behörde verweigert.<sup>41</sup>

Andere Zeiten brachen für die Gemeinde unter den katholischen Herzögen von 1733 bis 1797 an. Zuvor jedoch hatte Herzog Eberhard Ludwig in seinem Testament versucht, die alten Verhältnisse noch einmal zu zementieren. Und die Landstände verlangten im Zusammenwirken mit der lutherischen Kirchenleitung, dass die katholischen Herzöge die Religionsreversalien unterzeichneten, die ihnen eine Einmischung in die Angelegenheiten der Landeskirche verboten und die Ausübung ihrer katholischen Konfession auf ihr privates Umfeld beschränkten. So ließ Herzog Carl Alexander zunächst nach dem Tod Herzog Eberhard Ludwigs 1733 die evangelische Schlosskapelle verschließen!<sup>42</sup> Dann aber wurden zuerst am Hof, schließlich auch für die Stadt katholische Geistliche angestellt, die sogar aus dem Kirchengut finanziert wurden. Wieder spielten die katholischen Gebiete der Umgebung, Oeffingen, Hofen und vor allem das Kapuzinerkloster auf dem Michaelsberg bei Cleebronn eine wichtige Rolle.<sup>43</sup>

Unter Herzog Carl Eugen, der teilweise wieder in Ludwigsburg residierte, nahm die katholische Gemeinde beständig zu. Als Hofgeistlicher wurde, ergänzend zu den evangelischen Amtsinhabern, Benedikt Maria Werkmeister (1745–1823) angestellt, ein Benediktinerpater aus Neresheim. Seine größte Herausforderung wurden die Probleme um die Annullierung der ersten Ehe Carl Eugens, damit der Herzog Franziska von Hohenheim heiraten konnte. Werkmeister wurde später in der Königszeit katholischer Kirchenrat.

Trotz der zunehmenden Akzeptanz der Vielgestalt christlichen Glaubens kam es weiterhin zu schweren Auseinandersetzungen. Diese erreichten in Ludwigsburg ihren Höhepunkt bei dem vom Herzog angeordneten Fronleichnamfest von 1749. Der nun wieder in Markgröningen residierende evangelische Dekan rief dazu auf, dass die Gläubigen sich des herzoglichen Festes enthalten mögen, da es sich um eine Privatangelegenheit des Fürsten handele. Dennoch kamen über 2000 Teilnehmer aus dem

ganzen Umland nach Ludwigsburg zu diesem so typischen und schon öfter mit einer selbstbewussten Machtdemonstration verbundenen katholischen Fest. Der Herzog selbst praktizierte in seiner Verbindung mit Franziska die konfessionelle Ökumene, nahm selbst an der heiligen Messe in Hohenheim teil und ließ für Franziska die evangelische Kirche in Birkach erbauen.<sup>44</sup> In Ludwigsburg richtete er für seine erste Gemahlin, Herzogin Elisabeth Friederike Sophie von Brandenburg-Bayreuth, die Ordenskapelle als evangelische Kirche ein.<sup>45</sup>

1798, kurz nach dem Amtsantritt von Herzog Friedrich, dem nachmaligen König, wurde die Ludwigsburger Schlosskapelle wieder evangelisch. Die katholischen Pfarrer mussten weiterhin vor dem evangelischen Konsistorium ihren Treueid ablegen. Auf ihre Examinierung wurde gnädig verzichtet, jedoch nicht auf die damit verbundene Gebühr. Unter diesen Anfangsbedingungen zog in Ludwigsburg als erster katholischer Pfarrer Gregorius Frey auf, ein Kapuziner aus der konfessionell simultanen Reichsstadt Biberach, zusammen mit Petrus Wiehn aus Stuttgart, der im Königreich der erste offiziell bestellte Pfarrer der katholischen Gemeinde zu Ludwigsburg werden sollte. Für die Gottesdienste wurde zunächst die Garnisonskirche am Marktplatz simultan mitbenutzt – die junge katholische Gemeinde erbt damit die gleichen Schwierigkeiten mit den Gottesdiensten der Garnisongemeinde, wie sie ihre evangelischen Nachbarn die Jahrzehnte zuvor bis 1781 hatten bewältigen müssen! Damit waren kurz vor Beginn der neuen Zeit im Königreich alle drei christlichen Konfessionen auf dem Markt angekommen. Der erste katholische Gottesdienst fand 1805 am Festtag Peter und Paul (29. Juni) statt. Einen Tag zuvor war Pater Frey 52-jährig verstorben.

Der Dichter Justinus Kerner wurde am 18. September 1786 am Ludwigsburger Marktplatz geboren und am selben Tag, der zugleich der Geburtstag von Herzog Eberhard Ludwig war, in der Stadtkirche getauft. In seinen Erinnerungen »Bilderbuch aus meiner Knabenzeit«, 1849 erschienen, schildert er die Zeit von 1786 bis 1804 in »Grasburg«, wie er die zugewachsene ehemalige Residenz in ihrem Dornröschenschlaf nannte. Er erzählt auch von zwei typischen interkonfessionellen und interkulturellen Begegnungen und seinen Fremdheitserfahrungen:

»Alles Lernen war für mich in früherer Jugend sehr schwer und immer überwog das Gemütsleben das Intellektuelle in mir. Auch sonderbare Vorurteile, die der Verstand leicht hätte bezwingen können, prägten sich mir oft lange und fest ein. So hatte ich einen Kameraden, den ich herzlich liebte; er war der Sohn eines Malers Pernaux aus der herzoglichen Porzellanfabrik. Ich kam oft in seine Wohnung, die nächst der Oberamtei war. Die Verfertigung der nachher so berühmt gewordenen Porzellanfiguren, mit deren Modellierung und Malerei sein Vater und seine Brüder sich beschäftigten, bannte mich oft tagelang in sein Zimmer; aber hätte ich daselbst auch den größten Hunger und Durst erlitten: ehe ich etwas aus diesem Hause getrunken oder gegessen hätte, wäre ich lieber gestorben, denn ich wusste, dass die Leute katholisch waren, worunter ich mir etwas ganz Besonderes dachte, ohne dass ich von meinen Eltern je gelernt hätte, ein solches Vorurteil zu hegen. Und doch war mir nichts anziehender als die katholische Kirche im Schlosse, die ich oft besuchte und es immer darauf einzurichten wusste, dass mich der Geistliche im Vorübergehen gewiss mit dem Wasser des Weihwedels besprenge, obgleich ich das Wasser in jenem katholischen Hause nicht trinken wollte.«<sup>46</sup>

Ein italienischer Musiker, wohnhaft am Marktplatz, machte in seiner Art mächtigen Eindruck auf die Kinder. »Dieser Italiener wurde einmal von Kolikschmerzen gequält, in welchen er immer ausrief: lo Speziale! lo Speziale! – Die deutsche Magd, die nicht

anders glaubte, als ihr Herr begehre vor dem Tode den Geistlichen, den Spezial, hatte nichts schnelleres zu tun, als zu dem Spezial Zilling zu springen und ihm zu sagen, ihr sterbender Herr rufe immerdar nach ihm, sie bitte ihn um Gottes Willen eilig zu kommen. Zilling war schnell bereit; denn er glaubte, der Italiener habe einen lutherischen Geistlichen nur darum begehrt, um sich vor seinem Tode noch in den Schoß dieser Kirche zu begeben. Aber wie erstaunte er, als ihm, an seinem Bette angekommen, der Italiener einen gewissen Teil seines Körpers zum Klystieren hin-streckte, von Gebet und Bekehrung aber nichts wissen wollte. Die Irrung kam daher, dass im Italienischen lo Speziale der Apotheker heißt, und dass in Italien die Apo-theker das Geschäft des Klistierens, wie bei uns die Chirurgen, über sich nehmen. Es ist dies eine Anekdote, die auch sonst oft erzählt wird, die aber die hier genannten Personen wirklich betraf und ihren Ursprung einzig in Ludwigsburg hat.«<sup>47</sup>

### *Die jüdische Gemeinde*

Die Geschichte der jüdischen und christlichen Religion ist trotz ihrer Gemeinsamkeiten als abrahamitische Religionen seit Jahrhunderten belastet. Immer wieder bricht in unterschiedlichen kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Situationen der latent vorhandene Antisemitismus auf. In Württemberg ist zur Zeit des Ludwigsburger Stadtbaus noch immer die Regimentsordnung von 1498 in Kraft, die das Testament von Graf Eberhard im Bart aus dem Jahr 1492 aufnahm, nach dem keine Juden im Herzogtum ein Gewerbe betreiben oder sich ansiedeln durften. Sie blieb rechtsgültig bis 1806.

Niederlassungen von Menschen jüdischen Glaubens waren in unserem Raum bis ins frühe 19. Jahrhundert nur in kleineren Herrschaften und in den so genannten Judendörfern möglich, meist gegen hohe Schutzgeldzahlungen. Vor allem zur Wiederbesiedlung nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde diese Methode angewendet. Juden lebten damals vom Waren-, Vieh- und Geldhandel. Sie konnten keine Landwirtschaft betreiben, da ihnen Grunderwerb verboten war, auch kein Handwerk, da ihnen die Mitgliedschaft in den Zünften verwehrt wurde. So entwickelten sie seit dem Mittelalter besondere Fertigkeiten im Geldgeschäft, das ihnen die Christen zuschoben, um sich selbst nicht zu verunreinigen. Diese Monopolstellung wurde den Juden später wieder vorgeworfen.

Im Umfeld der Höfe waren Hoffaktoren und Hofschutzjuden im Warengeschäft tätig und geduldet, so lange sie die Herrschaften zufrieden stellten. Nur von wenigen aus der Anfangszeit von Ludwigsburg wissen wir: So trieben Gabriel Fränkel und Levin Gabriel Wolf aus Fürth, damals wohnhaft in Stuttgart, Handel zur Ausstattung des Schlosses. Um die Sonderwünsche des Herzogs und der Grävenitz zu erfüllen, erhielten sie große Beträge von mehreren 100 000 Gulden.<sup>48</sup> Neben wertvollen Möbeln, Tuchen und Schmuck besorgten die beiden unter anderem auch die Orangenbäume für die Orangerie, in deren Nachbarschaft dann die evangelische Gemeinde und die katholische Gemeinde ihre Gottesdienste feierten! Sie finanzierten auch eine Badekur von Herzog Carl Alexander in Wildbad. Levin Fränkel schloss mit der Grävenitz den Vertrag über die Gründung der jüdischen Gemeinde in ihrer Besetzung Freudental 1731 und wurde deren Vorsteher. Dort lebten 1785 243 jüdische und 271 evangelische Einwohner in einer seltenen Parität.

In Ludwigsburg dagegen sind in der Anfangszeit nur wenige Juden, wie Nathan Marx mit seiner Familie, als wohnhaft bekannt. 1739 wird erstmals in den Konsistorialakten von einer »wie eine Synagog« eingerichteten Kammer berichtet.<sup>49</sup> Für den

jüdischen Gottesdienst ist eine Mindestzahl von zehn Männern erforderlich, zu denen allerdings auch schon die Jungen nach der Bar-Mizwa gehören. Das Leben der kleinen Gemeinde erfuhr einen herben Rückschlag durch die Hinrichtung des berühmten Joseph Süß Oppenheimer im Jahr 1737. Gab es 1736 noch elf jüdische Familien in Ludwigsburg, bei 2360 Einwohnern (davon 200 Katholiken und 30 Reformierte), lebten 1744, nach erneuter Ausweisung, keine Juden mehr in der Stadt.<sup>50</sup>

Immer wieder gab es Auseinandersetzungen wegen praktizierter jüdischer Bräuche, mit denen viele Vorurteile aus großer Unkenntnis in der christlichen Bevölkerung verbunden waren. Dies galt insbesondere für die Beschneidung als typisches jüdisches Signum. So informierten am 11. Juni 1728 der Obervogt, der Stadtvogt, der Bürgermeister, das Gericht und der Spezial Christoph Andreas Schmidlin, somit die geballte Ludwigsburger Amtsmacht, in einem gemeinsamen Schreiben den Stuttgarter Regierungsrat darüber, dass die Frau eines Hofjuden schwanger und eine Beschneidung in Ludwigsburg vorgesehen sei, was zu verhindern wäre. Sofort empfahl der Regierungsrat dem Herzog das Verbot, das dieser per Spezialresolution auch gleich am 19. Juni aussprach. Die Lösung dieses scheinbar schwerwiegenden Problems brachte die Geburt auf ganz andere Weise mit sich: eine Tochter kam zur Welt!<sup>51</sup>

Ausnahmegenehmigungen von diesen Verboten, die auch Hochzeiten umfassten, waren nur mit hohen Gebühren zu erhalten. Jüdische Bestattungen fanden in Freudental statt. Eine benachbarte jüdische Gemeinde gab es seit 1729 in Aldingen. In Ludwigsburg war der Betsaal weiterhin in Privathäusern, darunter auch im Haus Mömpelgardstraße 18 im Besitz von Joseph Süß Oppenheimer. Es gehörte zu Anfang des 19. Jahrhunderts der jüdischen Familie von Wolf Jordan, die dort einen Betsaal und auch eine Mikwe, ein rituelles Bad, einrichteten.<sup>52</sup> Die jüdische Gemeinde fand erst im Königreich Württemberg zu einer angemessenen Anerkennung und baute in Ludwigsburg 1883 eine Synagoge, wenn auch nicht am Markt.

### *Spannendes Miteinander*

Im ersten Jahrhundert Ludwigsburger Kirchengeschichten zeigte sich somit ein für altwürttembergische Verhältnisse sehr vielfältiges, buntes Bild, das jedoch zahlreiche Spannungsfelder enthielt. Das Einübungsfeld für Toleranz, die nicht nur duldet, sondern trägt, ja erträgt, und Vielfalt weniger als Verwirrung denn als Reichtum schätzen lernt, war eröffnet.

Zur Hebung der Sittlichkeit und zur Behebung von Konflikten vor Ort wurde in Württemberg unter dem maßgeblichen Einfluss von Johann Valentin Andreae (1586–1654) nach dem Dreißigjährigen Krieg in allen Städten und Dörfern der so genannte Kirchenkonvent eingerichtet.<sup>53</sup> Die akribischen Protokolle dieser im ganzen Land verbreiteten Gremien wurden zu einer wesentlichen sozialgeschichtlichen Quelle. In Ludwigsburg existierte die Einrichtung des Kirchenkonvents seit 1718 und bis 1891. Wie üblich, setzte sich das Gremium auch hier zusammen aus Amtsträgern der Bürger- und Kirchengemeinde: Dekan, Vogt, Stadtpfarrer, Bürgermeister, Heiligen- und Armenpfleger.<sup>54</sup> Verhandelt wurden sittliche Vergehen und kirchliche Streitigkeiten, die auf eine vorgerichtliche Einigung zielten. Des Weiteren wurde das Vermögen des örtlichen Heiligen- und Armenkastens verwaltet und die kirchlichen, schulischen und sozialen Ausgaben daraus bestritten, zu denen die personelle und materielle Ausstattung der Kirche ebenso gehörte wie die Versorgung der Armen und Kranken.



In Ludwigsburg gab es für den Kirchenkonvent viel zu tun, waren doch die Auffassungen von Sittlichkeit bei den zahlreichen Nationalitäten, Kirchen und Kulturen allzu unterschiedlich.<sup>55</sup> So mussten zum Beispiel immer wieder die divergierenden Auffassungen von Sonntagsheiligung verhandelt werden, wenn die Pietisten Ruhe und Einkehr pflegen wollten, die italienischen Bauarbeiter sich zur gleichen Zeit nach der Messe in ihrer Kantine zum Tanz trafen, die Juden am ersten Werktag nach dem Sabbat wieder Handel trieben und die Soldaten der Garnison noch mit ganz anderen Sonntagsvergügungen das Blut der Bürger in Wallung brachten! Einige weitere sprechende Beispiele seien genannt:

Für die evangelischen Gemeinden hatte der Herzog einen monatlichen Bußgottesdienst verfügt, den Vorläufer des späteren Buß- und Bettags. Da dieser jedoch am Vormittag eines Werktags stattfand, gingen die anderen an ihr Tagewerk und störten durch Geräusche die bußfertige Stille. So berichtet das Protokoll des Kirchenkonvents vom 13. Juni 1721: »Des monatlichen Buß- und Bettages waren die Leute mit Fuhren und Bauen beschäftigt, mithin vom Hören des Göttlichen Worts und Gebots ausgeblieben.« Es fand sich jedoch eine salomonische Lösung: Die übliche Vesperpause für die italienischen Bauarbeiter wurde an diesem Tag auf 8 Uhr gelegt, fand damit gleichzeitig zum Bußgottesdienst statt und erbrachte die nötige anächtige Ruhe.<sup>56</sup>

Des Öfteren hatte sich der Kirchenkonvent um Fälle von unsittlichem Auftreten zu kümmern. Einmal hatten »sich verschiedene Weiber und Mägde unterfangen, in den herrschaftlichen Fischbehältern im See bey Tag zu baaden und dadurch nicht wenig Scandal zu wecken, weil sich ledige Gesellen und Knechte und Soldaten darzugeschlagen«.<sup>57</sup> Auch häusliche Gewalt war ein trauriges Thema, wenn es im Protokoll heißt, dass einer ins Zuchthaus kam »wegen übler Begegnung gegen sein Weib und Kinder«.<sup>58</sup> Dazu waren oft Ehestreitigkeiten zu schlichten.

Gottesdienst- und Abendmahlsversäumnisse wurden mit Strafgebühren belegt. Einzelfälle kamen zur Sprache: »Dem Hieserich wurde gemeinschaftlich mit Ernst beditten, sich aller passionen, wie einem Christen geziemt, zu enthalten, hingegen den Gottesdienst fleißiger, als bisher geschehen, zu besuchen.« Und: »Metzger Reuter wurde vorgefordert und befragt, warum er sowohl am grünen Donnerstag, als Charfreitag des abendts unter der Kirch auf öffentlicher Gaß gemezget und da Herr Spezialis ihm bedeuten lassen, er solle es unterweg lassen, so habe er nicht parirt.«<sup>59</sup> Um die Gottesdienstteilnahme zu bestärken, wurden verschiedene Maßnahmen angedacht: »Umgänger« sollten während der Gottesdienste die Straßen und Häuser nach Säumigen durchsuchen. Dies erwies sich jedoch für Ludwigsburg als fast unmöglich »wegen der dreyerley Religionen, die zu unterschiedlichen Zeiten in die Kirch gehen«. Des Weiteren sollten in den Wirtshäusern »Schwöhrbüchsen« aufgestellt werden, in die bei dem immer mehr um sich greifenden und vor allem von den Soldaten gerne gepflegten Fluchen gleich eine Strafgebühr eingelegt werden musste.

Immer wieder ging es um Einzelfallhilfen in Notlagen. So wurde das Schulgeld für die beiden Kinder von Hans Jörg Weicker »aus dem Heyligen«, also der Kirchenkasse bezahlt, bis der Vater wieder im Stande sei, es selbst aufzubringen.<sup>60</sup> Für die aufwändige Aufgabe der »Außgebung derer Blechlen an die Bettelleuthe« wurden immer wieder neue »Blechlenausteiler« bestimmt.<sup>61</sup> Mit dieser Marke aus Blech ausgerüstet, konnten sich die geprüften Armen eine Zuwendung aus dem Heiligen abholen, weshalb man auch vom »Heiligen Blechle« sprach.<sup>62</sup> Neben Schulproblemen und der Versorgung für durchziehende Arme oder Beratungen darüber, wie man sie am schnellsten wie-

der loswerden konnte, spielten in Ludwigsburg auffällig oft Auseinandersetzungen zwischen den Konfessionen eine Rolle, die erst noch lernen mussten, miteinander zu leben. So heißt es im Kirchenkonventsprotokoll vom 16. November 1731: »Juliane Wilhelmine Nißlerin, eines catholischen Steinhauers allhier Eheweib zeigt dato an, wie sie von einem bei dem Oberbaumeister Retti in Diensten seyenden Steinhauer Müller, welcher ebenfalls catholisch ist, haben wollen zur catholischen Religion verleitet werden. Und da sie so standhaft in ihrer Religion geblieben, so habe Müller gegen ihro gedacht, was nur sie immer Vorgehen mit ihrer Religion habe, sie wisse ja wohl, dass ihr Glaub nichts nutz seye; ob ein Hund sterbe oder ein Lutheraner, es habe einer nur Auffahrt wie der andere. Auch ob sie wisse, wo der Dr. Luther gestorben seye und begraben lige, auf ihr Antwort, nein, fuhr er fort, er seye verbrannt worden.«<sup>63</sup> Dieser Fall gibt ein Beispiel dafür, dass Religion und Bildung immer zusammengehören: Martin Luther starb in Eisleben und wurde in der Schlosskirche zu Wittenberg bestattet. Die Sache erschien dem Ludwigsburger Kirchenkonvent aber so ungeheuerlich, wie er sich manchmal in den interkonfessionellen Auseinandersetzungen überfordert fühlte, so dass er sie nach oben weiterreichte: »Dieser Vorgang ist zur fürstlichen Regierung zu berichten.«

#### *Geordnete Vielfalt im Königreich ab 1806*

Mit den neuwürttembergischen Gebieten, die ab 1806 zum Königreich gehörten, stellte sich für das ganze Land das ein, was am Modellort Ludwigsburg bereits erprobt wurde: die Parität und Gleichberechtigung der drei christlichen Konfessionen. König Friedrich I. (1754–1816) nahm der evangelisch-lutherischen Landeskirche ihre Monopolstellung, obwohl sie in vielem noch bestimmend blieb.<sup>64</sup> Ihre direkte Zuordnung zum Fürsten wurde ersetzt durch die Einordnung in ein Ministerium, das



*Der Marktplatz mit den beiden Kirchen, um 1900.*

Departement für Kirchen- und Schulwesen, aus dem sich das Ministerium für Kultur (!) und Unterricht entwickelte. Dort gab es je eine Abteilung für die lutherische, die reformierte und die römisch-katholische Konfession und einige Zeit später auch eine für die jüdische Religion. Deren Leiter trug, der verwaltungstechnischen Gleichbehandlung wegen, den sicher gewöhnungsbedürftigen Titel »israelitischer Kirchenrat«, was jedoch auch für das Interesse des Königs an einem geordneten Leben der jüdischen Gemeinden im Land steht. Von den zahlreichen Übergangsschwierigkeiten in diese neue Zeit gibt es eine sprechende Anekdote:

Zur Krönung wurden im ganzen Land als einheitlicher Predigttext für die alten evangelischen und die neuen katholischen Gemeinden Verse aus einem Königpsalm, Psalm 21, 7 und 8 verfügt, wo es passend heißt: »Du setzt den König zum Segen ewiglich. Du erfreust ihn mit Hilfe vor deinem Angesicht. Denn der König hofft auf den Herrn und wird durch die Güte des Herrn fest bleiben.« Dies war jedoch die Fassung der Luther-Übersetzung. In den katholischen Bibelübersetzungen galt aber eine andere Psalmenzählung, so dass die katholischen Prediger im Psalm 22 landeten, wo es in den Versen 7 und 8 heißt: »Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der Leute und verachtet vom Volke. Alle, die mich sehen, verspotten mich, sperren das Maul auf und schütteln den Kopf!« So viel zerknirschende Selbstkritik hätten sie dem neuen Monarchen nun wirklich nicht zugetraut!

In Ludwigsburg wurde nun endlich 1808 eine ständige katholische Stadtpfarrstelle eingerichtet. Ihre Gemeinde nutzte ab 1829 wieder die Schlosskirche und zählte damals 650 Gemeindeglieder, davon 490 aus der Garnison und 160 Zivilisten. Wieder im 100-Jahre-Schritt zog sie 1906 samt dem Patrozinium zur Heiligen Dreifaltigkeit aus der Schlosskirche in die frei gewordene Garnisonskirche am Marktplatz um, nachdem die Garnison ihrerseits in die neue Garnisonskirche am Karlsplatz ausgezogen war. Nun waren endgültig beide großen christlichen Konfessionen in der Stadt auf dem Markt angekommen.

### *Professorenkanzel*

Schon einmal vor Bahnmaier wurde die Kanzel der Ludwigsburger Stadtkirche zur Professorenkanzel: in der Zeit von Dekan Christoph Friedrich Sartorius (1701–1785), der das Dekanatamt von 1747 bis 1755 versah und danach als Professor der Systematischen Theologie nach Tübingen berufen wurde.<sup>65</sup> Waren seine Ludwigsburger Beurteilungen allgemein gut, so nahm er in Tübingen die Stelle des letzten lutherisch-orthodoxen Systematikers ein, der in seinem »Compendium Theologiae«, das 1782 erschien und offizielles Lehrbuch der Studierenden wurde, die theologische Dogmatik gegen die Aufklärung verteidigte.<sup>66</sup> Auch Georg Wilhelm Friedrich Hegel musste seine Paragraphen noch pauken und stöhnte über die veraltete Systematik.<sup>67</sup>

### *Pfarrer Jonathan Friedrich Bahnmaier: Professor und Pietist, Politiker und Poet*

Jonathan Friedrich Bahnmaier stammte aus Oberstenfeld, wo er am 12. Juli 1774 als Sohn des dortigen Pfarrers und Stiftspredigers Johann Christoph Bahnmaier (1738–1803) und seiner Frau Regine Neuffer geboren wurde.<sup>68</sup> Der Vater gehörte zum inneren Kreis der württembergischen Pietisten und stand in regem Kontakt mit Johann

Albrecht Bengel, Friedrich Christoph Oetinger, Philipp Matthäus Hahn und den Herrnhutern. Dies wurde auch die geistige Heimat des Sohnes Jonathan Friedrich, der vier Jahre nach Friedrich Hölderlin die Klosterschulen in Denkendorf und Maulbronn besuchte. 1792 wechselte er ins Tübinger Stift, wo er sich in den spannenden Umbruchszeiten der Französischen Revolution zur pietistischen Gruppe der »Pia« zählte.

Im zweiten Jahr seines Studiums brach in Tübingen eine schwere Typhus-Epidemie aus. Hunderte infizierten sich und täglich mussten mehrere Verstorbene bestattet werden. Auch Bahnmaier erkrankte und wurde von seinem engen Freund Johann Ludwig Friedrich Spittler aus Strümpfelbach gepflegt. Dieser schrieb an seine Mutter: »Es bleibt mir nicht viel Zeit zum Schreiben, da ich gegenwärtig Bahnmaiern pflege, welcher das Schleimfieber hat; sobald es wieder besser ist, werde ich ihn nach Hause begleiten und mich dann selbst ein wenig der Krankheit ergeben.«<sup>69</sup> Tatsächlich wurde Bahnmaier wieder gesund und durfte nach Hause. Nun aber erkrankte der pflegende Freund und verstarb am 21. März 1793 in Strümpfelbach, was Bahnmaier tief bewegte und in seiner Glaubensentwicklung stark prägte.

Sein theologischer Lehrer im Studium wurde Gottlob Christian Storr (1746–1805)<sup>70</sup>, der die so genannte »Erste Tübinger Schule« des Supranaturalismus begründete. Sie hielt gegen die Kritik der Aufklärung am Offenbarungscharakter der biblischen Überlieferung als Ganzes fest und wollte diesen rational verständlich machen. 1797 machte Bahnmaier Examen und belegte den 2. Platz seiner Jahrgangs-Promotion. Alle Zeugnisse seiner Stiftszeit verweisen auf seine rhetorische Begabung, sprechen gar von »blühender Phantasie« und bescheinigen »Anlagen zur Poesie«.<sup>71</sup> Und tatsächlich gab Bahnmaier bereits 1794 seinen ersten Gedichtband heraus, in dem Vaterländisches überwog.

Nach einer kurzen Vikariatszeit bei seinem Vater in Oberstenfeld kehrte Bahnmaier als Repetent ins Tübinger Stift zurück und wurde mit einer Arbeit zur Überlieferung der Wunder Jesu zum Doktor der Theologie promoviert. 1806, im ersten Jahr des Königreichs Württemberg, bezog er seine erste Pfarrstelle als Diaconus in Marbach am Neckar. Damit durfte er auch heiraten. Er vermählte sich mit Luise Christiane Spittler, der Schwester seines verstorbenen Freundes. Deren Bruder war Christian Friedrich Spittler (1782–1867), der spätere Sekretär der Christentumsgesellschaft in Basel.<sup>72</sup> Aus ihr entstand die Basler Missionsgesellschaft, mit der Bahnmaier zeitlebens verbunden war.

Obwohl Bahnmaier sich weiterhin zum Wirkungsfeld des Pietismus hielt und die Erweckungsbewegung mit bestimmte, befürwortete er die modernen kirchlichen Reformen des Königs. Sogar der Aufsehen erregenden neuen Tauf liturgie von 1809, die die Absage an den Teufel verbannte und eine zeitgenössische Sprache einzuführen versuchte, stand er aufgeschlossen gegenüber.<sup>73</sup> Das verrät etwas von seinem pädagogischen Interesse, das ihn trotz konservativer Grundhaltung immer nach angemessenen und hilfreichen Ausdrucksformen der Verkündigung suchen ließ.

### *In Ludwigsburg*

1810 kam Bahnmaier als Diaconus oder 3. Pfarrer nach Ludwigsburg, das eine Zeit großer Veränderungen erlebte. König Friedrich I. hatte das Schloss aufwändig umbauen lassen und nutzte es als seine Sommerresidenz. Die Stadt wuchs gewaltig an und zählte fast 10 000 Einwohner. Das Militärische bestimmte in den Jahren des

Paktes mit Napoleon das Bild der Stadt und ihre soziale Lage. Ludwigsburg war »der erste Waffenplatz des Landes« geworden.<sup>74</sup> Pfarrer Bahnmaier erlebte in der Stadt die kriegerischen Jahre bis zum Wiener Kongress.

Neben den pfarramtlichen Aufgaben, die Bahnmaier mit Gewissenhaftigkeit und Geschick wahrnahm, galt seine Aufmerksamkeit der Schulaufsicht, die er mehr als pädagogische Förderung denn als kirchliche Beaufsichtigung des Unterrichts verstand. Er wurde Vorstand der »Lehranstalt für erwachsene Töchter gebildeter Stände« und veröffentlichte »Gesänge für die Jugend«. Er entwarf Kleinschriften für Schüler, wie das »Denkblatt an unsere Christen« und »Für fleißigen und aufmerksamen Besuch des Gottesdienstes«.

Sein besonderer Einsatz galt der Lehrerbildung, worin er seinen Kompromotionalen aus Tübinger Stiftszeiten folgte, den beiden Pestalozzi-Schülern Carl August Zeller (1774–1840), dem späteren Begründer der Anstalt Lichtenstern, und Bernhard Gottlieb Denzel (1773–1838), der 1811 das erste Lehrerseminar Württembergs in Esslingen gründete. Bahnmaier hatte die Idee einer Anstalt zur Lehrerbildung schon früh geäußert und hielt selbst Kurse für Pädagogen. Er war in Ludwigsburg der Religionslehrer von Friedrich Notter (1801–1884), der nach der Schulzeit Jura und Medizin studierte und bekannt wurde als Schriftsteller und Politiker. Zu den Schülern Bahnmaiers in Ludwigsburg zählte nicht zuletzt auch Eduard Mörike.<sup>75</sup>

In die Ludwigsburger Zeit fällt auch Bahnmaiers erster Kontakt zu Friedrich Silcher (1789–1860)<sup>76</sup>, der dort als Hauslehrer des Kreishauptmanns Freiherr von Berlichingen wirkte und ihn als Schulinspektor an der Mädchenschule kennen lernte. Der musikalische Bahnmaier lud Silcher zu seinen Hausmusikabenden ein, und Silcher vertonte manche seiner Verse. Für Silchers weiteren beruflichen Weg sollte diese Begegnung wichtig werden: Denn als Bahnmaier Theologieprofessor in Tübingen wurde, holte der Förderer der Musik und der musikalischen Ausbildung ihn 1817 auf die Stelle eines Universitätsmusikdirektors. In Ludwigsburg gründete Bahnmaier einen Missionshilfsverein und entwarf eine kirchliche Silvesterfeier, die es bis dahin nicht gegeben hatte.<sup>77</sup>

Dekan war zu seiner Zeit Christian Friedrich Rieger (1757–1823), der in Ludwigsburg als Sohn des damaligen Unterhelfers an der Stadtkirche Karl Heinrich Rieger geboren wurde. 1812 verlegte die Kirchenleitung das Dekanatamt von Markgröningen wieder nach Ludwigsburg. In einer aktenkundig gewordenen Klage des Dekans über seine jungen Kollegen werden Spannungen deutlich. Dabei erscheint der Anlass für ein Schreiben des Dekans an den König überaus harmlos, handelte es sich doch um eine ausgeschlagene Essenseinladung während einer Pfarrkonferenz. Der Dekan schrieb:

»Euer Königlichen Majestät erlauben allergnädigst, daß ich Höchstderoselben mitfolgende Akten, nebst einigen dazu gehörigen Bemerkungen, unterthänigst vorlege. Am 25. des abgewichenen Monaths hielt ich meine heurige Disputation, und lud zu derselben die Geistlichen in Stadt und Diöces Ludwigsburg, die nach den Gesetzen dabei zu erscheinen haben, durch das der Zeitfuge und Geschäften halber in möglichster Kürze verfaßte Disputations-Ausschreiben (Lit. A) ein, das ich hier in originali allerunterthänigst anschließe. Bei der Disputation erschienen alle Geistlichen ohne Ausnahme: von der Mahlzeit aber schloßen sich, zum allgemeinen Aufsehen aller Anwesenden, die beiden hiesigen Helfer M. Vischer und M. Bahnmaier aus. Der letztere schrieb mir auf wiederholte Einladung, als man sich zu Tische setzte, das Billet (Lit. B.), der erstere ließ mir nur mündlich sagen: »er komme nicht«. Einige Tage darauf schickte mir der Helfer M. Bahnmaier den Brief (Lit. C.). Ich enthalte mich

aller weiteren Bemerkungen, die sich bei der Lesung deßelben leicht darbieten, und überlasse gänzlich Euer Königlichen Majestät das Urtheil darüber, ob das der Ton ist, in dem der Untergeordnete, oder da der Brief nomine colectivo geschrieben ist (was öfters die Art des ersten Helfers M. Vischer ist, daß er sich hinter einen anderen hinumstekt), die Untergeordneten mit ihrem Vorgesetzten, der diese Behandlung durch nichts verdient zu haben glaubt, reden dürfen? Ich habe schon früher und noch später ähnliche Schreiben des Helfers M. Bahnmaier in meiner Registratur, die zum Theil noch derber als das vorliegende verfaßt sind, und die ich mir vorbehalte, etwa ein andermal Euer Königlichen Majestät allerunterthänigst vorzulegen. Habe ich mich in meinem Disputationsausschreiben in irgend etwas verfehlt, so erwarte ich die Allerhöchste Zurechtweisung, die ich gerne annehme. Billigen aber Euer Königliche Majestät meine Handlungsweise, so erwarte ich von Allerhöchstdero Gerechtigkeitsliebe, daß Sie nicht meine Person, denn ich lebe schon so lange auf der Welt, daß ich mir von unberufenen Männern, ohne in Hize zu gerathen, Unrecht sagen und thun lassen kann (wie ich denn auf das Schreiben Lit. B u. C keine Zeile Antwort ertheilte), sondern mein Amt und die mit demselben verbundene Würde gegen grundlose Angriffe dieser Art allergnädigst schützen werden. Unter der submissesten Bitte des Rückaufschlusses der zu meiner Registratur gehörigen Communication ersterbe ich in tiefstem Respekt, Euer Königlichen Majestät allerunterthänigster und gehorsamster Decanus zu Ludwigsburg, Rieger.«<sup>78</sup>



*Jonathan Friedrich Bahnmaier*  
(1744–1841).

Die Antwort, gegeben von Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat Friedrich Gottlob Süskind (1767–1829), richtete sich in seiner Kritik interessanterweise vor allem gegen den Dekan, wenn es heißt: »Auf Eure unter dem 24. October d. J. eingegebene Klage über ein Schreiben des Diaconus Bahnmaier an Euch geben wir Euch unter Zurückgabe des eingeschickten Schreibens gnädigst zu erkennen, wie wir gewünscht hätten, daß Ihr den Eurem Disputations-Ausschreiben am Ende beigefügten Zusaz: quod secundum leges praesentiam suam addita subscriptione spondere moneo, welcher wenigstens als eine auffallende Auszeichnung der unmittelbar vorhergenannten Geistlichen gedeutet werden könnte; und nach der schon im Circulare selbst enthaltenen Aufforderung sämtlicher Geistlichen zur Unterschrift nicht mehr nötig war, weggelassen hättet. Übrigens der Ton, in welchem das Schreiben des Diaconus Bahnmaier abgefaßt ist, dem Verhältnis der Subordination, in welchem er zu Euch stehet, keineswegs angemessen finden. Wir wollen daher ihm unsere Unzufriedenheit darüber zu erkennen geben und ihn zu Beobachtung dessen, was zu einem guten Vernehmen mit Euch seinerseits erforderlich ist, ermahnt haben; wo wir werden auch zu Euch versehen,

daß Ihr von selbst auch alles dazu beitragen werdet, daß das für die amtliche Autorität der Geistlichkeit so wichtige gute Vernehmen zwischen Euch und den Diakonen auf alle Weise befestiget werde.«<sup>79</sup>

In diesem Vorgang wird etwas deutlich von den Persönlichkeiten, aber auch von den kollegialen Spannungen zwischen Alt und Jung, zwischen den Anhängern des Pietismus und der Aufklärung unter den Ludwigsburger Theologen.

1814 brach in der Stadt die Cholera aus. Die Seuche nahm der Familie Bahnmaier innerhalb eines halben Jahres einen Sohn und eine Tochter. Trotz dieses schweren Schlages kümmerte sich Pfarrer Bahnmaier aufopferungsvoll um Krankenpflege und Seelsorge. Weise summierte er seine Ludwigsburger Jahre als ein Leben an der Grenze in mehrfacher Hinsicht, zwischen Bewährung und Bewahrung.

Der weitere Weg dieses begabten Theologen sei kurz skizziert: 1815 wurde Bahnmaier von der Kanzel aufs Katheder berufen und erhielt den Lehrstuhl für Praktische Theologie an der Universität Tübingen. In dieser noch jungen Disziplin bildeten seine theologischen, pädagogischen und auch musikalischen Fähigkeiten eine ideale Kombination. Wichtig war ihm in der Schule Pestalozzis, dass alle Aufgaben des Pfarramts und des Unterrichts auch praktisch eingeübt werden. Dafür gründete er die Predigeranstalt, in der Kirche des Tübinger Schlosses beheimatet. Sie sollte die Praxis, aber auch die Gemeinschaft der Prediger untereinander fördern. Für den katechetischen Unterricht wurden Tübinger Kinder mit einem kleinen Taschengeld als Übungsschüler gewonnen! Bahnmaier förderte den Zusammenhalt und die Fortbildung, wie unter Pfarrern, so auch unter Lehrern und gab dafür das »Correspondenzblatt für Erziehung und Unterricht« heraus. Er trug damit zur Emanzipation der Schule von ihrer kirchlichen Aufsicht bei, die allerdings noch bis 1909 bestehen blieb. Zu seinem literarischen Schaffen gehörten zahlreiche Schriften für den Unterricht, viele Lieder sowie »Cäcilia«, das Wochenblatt für Familien, dem Kinderhefte beigegeben waren, erbaulich, missionarisch und zugleich pädagogisch wertvoll.

Ungewöhnlich für einen frommen Pietisten, bezeichnete Bahnmaier seinen Glauben als »heiter«. Zur Begründung der freien Gemeinden Korntal und Wilhelmsdorf, als Gegenbewegung zu den Auswanderungswellen aus Württemberg, verfasste er unter einem Pseudonym eine Denkschrift mit dem malerischen Titel: »Bruder Ulrich an die lieben Brüder der neuen Gemeinden in Württemberg: nebst Wünschen und Bitten für die alte Mutter-Kirche von einem Freunde der Wahrheit«. Darin begrüßte er die neue Gründung, mahnte jedoch zugleich seine pietistischen Brüder, sich nicht auf Kosten der Landeskirche und ihrer Pfarrer zu profilieren. Beide Einrichtungen sah er als Patriot verbunden im Dienst am gemeinsamen Vaterland.

Ständig suchte Bahnmaier nach neuen Bewährungsfeldern und gründete in den Hungerjahren nach den napoleonischen Kriegen eine Armenhilfe und einen beruflichen Industrieunterricht für Jugendliche. 1817 organisierte er für die Universität Tübingen die Gedenkfeier zum 300. Jahrestag der Reformation.

Als Patriot begrüßte er den Regierungsantritt von König Wilhelm I. und die Wiedereinsetzung der württembergischen Verfassung mit seiner 1819 veröffentlichten Schrift »Was ein König thut und was ein Volk thut, wenn sie eine Verfassung schliessen«. Nun allerdings braute sich ein politisches Unwetter zusammen, das schmerzliche Folgen auch für Bahnmaier haben sollte. Der Hintergrund war die Ermordung des russischen Gesandten und Literaten August von Kotzebue durch den radikalen Burschenschafter Karl Ludwig Sand am 23. März 1819 in Mannheim. Das Attentat lieferte die Begründung für Metternichs reaktionäre Einschränkungen der Universitäten

und der Presse. Bahnmaier, damals gerade Rektor der Tübinger Universität, musste eine Stellungnahme an den König abgeben, da Sand das Studium der Theologie 1814 in Tübingen begonnen und sich dort der Burschenschaft »Teutonia« angeschlossen hatte.

In seiner Stellungnahme erlaubte sich der Seelsorger Bahnmaier, Verständnis für beide Haltungen der Beteiligten zu formulieren, wobei er die Mordtat klar verurteilte. Die Stimmung war jedoch so erregt, dass Differenzierungen nicht gefragt waren und dem, der sie äußerte, zum Nachteil gereichten. In Berlin wurde der berühmte Theologieprofessor und Exeget Wilhelm Leberecht de Wette (1780–1849) entlassen, weil er einen tröstlichen Brief an die Mutter Sands nach Wunsiedel geschrieben hatte. Auch Bahnmaier fiel bei seinem König in Ungnade. Obwohl sich Studierende und Professorenkollegen in einer Bittschrift für ihn einsetzten und sogar das zuständige Kultusministerium sich für ihn aussprach, musste er seinen Lehrstuhl räumen. Der Weg führte zurück vom Katheder auf die Kanzel und Bahnmaier wurde zum Dekan in Kirchheim unter Teck bestellt.

Der Abschied von Tübingen und seinen lieb gewonnenen Aufgaben fiel ihm schwer: »Nach der Mitte des Jahres 1819 wurde ich meiner Professorenstelle und der Aufsicht über das Predigerinstitut entbunden und hierher nach Kirchheim als Stadtpfarrer und Dekan der Diözese versetzt. Jeder Baum, der da versetzt wird, pflegt die Blätter einige Tage sinken zu lassen, und manche Blätter sterben ab, und es bedarf oft lange Zeit, bis neue Blätter treiben, bis er an Boden und Klima gewöhnt ist, besonders, wenn er zuvor nicht in schlechtem Boden stand und zu blühen anfang; gesetzt auch, der neue Boden ist gut – es ist ein anderer Boden, und manche zarten Wurzeln sind abgerissen worden! So ging es mir. Keine weitere Erklärung des Bildes!«<sup>80</sup>

Die Versetzung des Lebensbaumes gelang dennoch und dieser brachte auch im neuen Boden vielfältige Frucht, so dass Bahnmaier später sogar die Ungnade des Königs und die Gnade Gottes zueinander in Beziehung setzen konnte. In seinen bevorzugten Arbeitsfeldern bewegte er in dem größer werdenden Kirchheim vieles und widmete sich wieder der kirchlichen Reform und der pädagogischen Ausbildung. In Verbundenheit mit der Basler Mission wurden auch in Kirchheim ihre Jahresfeste gefeiert. Zu Liturgie und Kirchenmusik entstanden neue Studien. Der »Diözesan-Verein« sollte die Kollegialität unter den Pfarrern stärken. In allem fand Bahnmaier große Unterstützung durch Herzogin Henriette von Württemberg (1780–1857), die als Witwe seit 1817 im Kirchheimer Schloss wohnte, von tiefem Glauben und tätiger Nächstenliebe geprägt.<sup>81</sup> Eine weitere Begegnung sollte sich für Bahnmaier als wichtig erweisen, als 1831 Albert Knapp (1798–1864) Stadtpfarrer in Kirchheim wurde. Die beiden Seelenverwandten arbeiteten vor allem bei der Sammlung und Revision zum neuen Kirchengesangbuch von 1841 zusammen. Dabei machten sie manche Eintragungen aus dem rationalistischen Gesangbuch von 1791 rückgängig und gaben der neuen Sammlung den Hauptklang aus der Erweckungsbewegung. Beide setzten sich für den Erhalt der Sonntagsheiligung in der Zeit der frühen Industrialisierung ein und begründeten zusammen mit dem Kirchheimer Präzeptor Eduard Eyth (1809–1884), dem Vater von Max Eyth, eine gepflegte »Sonntag-Abend-Unterhaltung« mit Musik, Literatur und Gespräch. 1832 visitierte Bahnmaier den Ludwigsburger Eduard Mörike als Pfarrverweser in Ochsenwang auf der Alb und bescheinigte ihm eine »ästhetische Bildung von hohem Grade« und fasste zusammen: »Die Gemeinde ist mit ihm zufrieden.«<sup>82</sup>



In ganz anderem Zusammenhang begegnete Bahnmaier noch ein Ludwigsburger, der ebenfalls wie Mörike auf dem Obelisk am Holzmarkt abgebildet wurde: der Theologe David Friedrich Strauß (1808–1874).<sup>83</sup> Sein Aufsehen erregendes Werk »Das Leben Jesu« erschien 1835 und erschütterte die Welt auch in Kirchheim. Die Pietisten sahen es als Vorzeichen des von ihrem großen Lehrer Johann Albrecht Bengel (1687–1752) berechneten Jahr 1836 mit dem Anbruch des Tausendjährigen Reiches vor der Wiederkunft Christi. Die Anhänger der Philosophie Hegels begrüßten die Infragestellung des Dogmas und der biblischen Überlieferung. Bahnmaier hielt sich zu den konservativen Kritikern, ohne sich an der Verunglimpfung der Person von Strauß zu beteiligen. Mörike hat in seinen »Wispeliaden« 1837 darauf einen sprechenden Reim gemacht:

»Strauß hab ich noch nicht gelesen,  
weil der Preis zu diffizil;  
doch er sei zu plumb gewesen,  
selbst im Hinblick auf den Stil.  
Steudel, Bahn- und Eschenmaier  
lieben keine Straußen-Eier.  
Aber schrecklich ist's zu hören,  
Strauß will durch sein Teufelswerk  
die Unsterblichkeit zerstören,  
auch sogar in Württemberg!«<sup>84</sup>

Bahnmaier veröffentlichte in seiner Kirchheimer Zeit mehrere Predigtbände und ein Büchlein mit Morgen- und Abendgebeten. Neben der kirchlichen Silvesterfeier entwickelte er auch ein jährliches kirchliches Gedenken an die Verstorbenen der Gemeinde am Totensonntag. 1820 schaffte er den Klingelbeutel in der Kirche ab, der bis dahin auch in den evangelischen Gemeinden in Gebrauch war. Gemeinsam mit Herzogin Henriette gründete er eine der ersten Kleinkinderschulen.

Der rastlos Tätige war von schwerem Rheuma gezeichnet. Der Tod seiner Ehefrau 1837 traf ihn tief. In einer Vorahnung nahm er nach einer Predigt in der Martinskirche Kirchheim am 15. August 1841 Abschied von der Gemeinde. Zwei Tage später erlitt er bei einer Schulvisitation in Owen/Teck mitten unter den von ihm so geachteten Schulkindern einen Schlaganfall, an dem er am 18. August 1841 verstarb. Auf seinem Grabstein stand ein Christus-Wort aus Johannes 9, 4: »Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.« Sein Freund Albert Knapp dichtete in seinem Nachruf:

»Viel bedacht und viel gesonnen,  
viel gewollt und treu gemeint,  
viel gesorgt und viel begonnen,  
viel gebetet und geweint;  
viel gewacht und viel erstrebet,  
viel beglückt und viel geliebt,  
viel gelitten, viel gelebet:  
ist dein Lob, das nicht zerstiebt.«<sup>85</sup>

Im Leben der württembergischen evangelischen Landeskirche gibt es noch immer manchen Nachklang aus dem Wirken Bahnmaiers und in ihrem Gesangbuch steht noch heute sein Lied »Walte, walte nah und fern, allgewaltig Wort des Herrn«. <sup>86</sup>

### Anmerkungen

- 1 Württemberg wird evangelisch. 475 Jahre Reformation in Württemberg, 450 Jahre Württembergische Große Kirchenordnung. Begleitbuch zur Ausstellung, hrsg. von Andrea Kittel und Wolfgang Schöllkopf, Stuttgart 2009.
- 2 Walter Grube: Der Stuttgarter Landtag 1457-1957. Von den Landständen zum demokratischen Parlament, Stuttgart 1957.
- 3 Klaus Schreiner: Ludwigsburg in der württembergischen Geschichte des 18. Jahrhunderts, in: Hie gut Württemberg 30 (1979) S. 35-40, hier S. 40.
- 4 Christoph von Kolb: Die Geschichte der evangelischen Gemeinde Ludwigsburg, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte (BWKG) 24 (1920) S. 1-54.
- 5 Oscar Paret: Die Stadtkirche in Ludwigsburg, Ludwigsburg 1962, S. 8.
- 6 Heinz Schmidinger (Hg.): Wege zur Toleranz. Geschichte einer europäischen Idee in Quellen, Darmstadt 2002; Hans R. Guggisburg (Hg.): Religiöse Toleranz. Dokumente zur Geschichte einer Forderung, Stuttgart 2004.
- 7 Lothar Krappmann: Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, Stuttgart 1969; Jack Reis: Ambiguitätstoleranz. Beiträge zur Entwicklung eines Persönlichkeitskonstruktes, Heidelberg 1997.
- 8 Hans Küng: Projekt Weltethos, München 1990.
- 9 Das Haus Württemberg. Ein biographisches Lexikon, Stuttgart 1997, S. 169-172; Bernd Wunder: Herzog Eberhard Ludwig, in: 900 Jahre Haus Württemberg, Stuttgart 1984, S. 210-226; Paul Sauer: Museen, Machtspiel und Mätressen. Eberhard Ludwig, württembergischer Herzog und Gründer Ludwigsburgs, Tübingen 2008.
- 10 Kolb (wie Anm. 4) S. 3.
- 11 Sauer (wie Anm. 9) S. 158.
- 12 Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Bd. I: Von der Vorgeschichte bis zum Jahr 1816, Ludwigsburg 2000, S. 46.
- 13 Wolfgang Schöllkopf: Bauen und Erbauung. Der erste Ludwigsburger Schlossbaumeister Philipp Joseph Jenisch zwischen Barock und Pietismus, in: Barock und Pietismus. Wege in die Moderne, hrsg. von Werner Unsel, Ludwigsburg 2004, S. 76-81.
- 14 Wolfgang Schöllkopf: »Zwischen Herzog und Herrgott«. Hofprediger zur Zeit Herzog Eberhard Ludwigs, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 55 (2001) S. 37-57, hier S. 44 ff.; ders.: Samuel Urlsperger (1685-1772), in: Siegfried Hermle (Hg.): Kirchengeschichte Württembergs in Porträts. Pietismus und Erweckungsbewegung, Holzgerlingen 2001, S. 99-114.
- 15 Wolfgang Schöllkopf: »Lang bey Hof, lang in der Hölle«. Hofprediger Eberhard Friedrich Hiemer (1682-1727) als Protestant, Pietist und Paläontologe, in: BWKG 102 (2002) S. 45-67.
- 16 Sting (wie Anm. 12) S. 350 f.
- 17 Theophil Wurm: Der lutherische Grundcharakter der württembergischen Landeskirche, Stuttgart 1938.
- 18 Erlass vom 13. November 1717; siehe Sting (wie Anm. 12) S. 123.
- 19 Sting (wie Anm. 12) S. 124.
- 20 Ebd. S. 477.
- 21 Ebd. S. 552.
- 22 Deshalb heißt es in der Ortsbeschreibung von Christian Sigel (handschriftliches Exemplar im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart, Bd. 10, S. 182) sogar: »Auf evangelischer Seite ist das Sektenwesen hier ziemlich (gestrichen: stark) vertreten und blüht in allerhand Gemeinschaften und Schattierungen.«
- 23 Sting (wie Anm. 12) S. 476 f.
- 24 Ebd. S. 514 ff.; Walter Grube: Israel Hartmann, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 12 (1953) S. 250-270.
- 25 Philipp Matthäus Hahn: Die Kornwestheimer Tagebücher 1772-1777, hrsg. von Martin Brecht und Rudolf F. Paulus, Berlin/New York 1979.
- 26 Sting (wie Anm. 12) S. 587.
- 27 Kolb (wie Anm. 4) S. 28.
- 28 Otto Schuster: Aus Immanuel Gottlieb Brastbergers Nürtinger Amtszeit, in: BWKG 37 (1933) S. 94-168.

- 29 Von Gottes Gnaden. 250 Jahre Württembergisches Pietisten-Reskript 1743-1993, hrsg. vom Ev. Oberkirchenrat Stuttgart (mit einem Faksimile des Reskripts), Stuttgart 1993; Eberhard Gutekunst: Das Pietistenreskript von 1743, in: BWKG 94 (1994) S. 9-26.
- 30 Quellen zur Einweihung bei Sting (wie Anm. 12) S. 465 f.
- 31 Tagbuch der Gräfin Franziska von Hohenheim späteren Herzogin von Württemberg, hrsg. von A. Osterberg, Stuttgart 1913, S. 116.
- 32 Vgl. Wurm (wie Anm. 17).
- 33 Mündliche Tradition, nach einer Aufzeichnung von Hansmartin Decker-Hauff; ähnlich auch in Ulrich Fick (Hg.): Das evangelische Württemberg. Gestalt und Geschichte der Landeskirche, Stuttgart 1983, S. 30. – Der Spottvers wurde in seiner deutschen Fassung im Tübinger Stift beim Ritual der »Ensarkose« zu Semesterabschluss von den Repetenten gesungen auf die Melodie von »Nun danket alle Gott«. Erst im 19. Jahrhundert wurde der Spruch, um frühe Seriosität vorzugaukeln, in ein Latein übertragen, das freilich dem Unterricht am Ludwigsburger Gymnasium nicht standgehalten hätte: »Sunt Calvinistici / remoti a papatu / nec tamen vivimus / cum illis in conflatu / nam primum docent hi / de coena recte non / deinde sufficient / praedestination[em]«.
- 34 Zu Herzog Friedrich Ludwig und Herzogin Henriette Marie vgl. Das Haus Württemberg (wie Anm. 9) S. 173-175.
- 35 Sting (wie Anm. 12) S. 139.
- 36 Ebd. S. 503-505.
- 37 Ebd. S. 543.
- 38 Ebd. S. 132; Reskript vom 25. September 1724.
- 39 Paul Kopf: Katholisches Leben in Ludwigsburg von der Stadtgründung bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 60 (2006) S. 93-111, hier S. 94. – Das Gartenhaus befand sich auf der Südseite der Schorndorfer Straße, gegenüber der Ecke zur Mömpelgardstraße.
- 40 Sting (wie Anm. 12) S. 429 f.
- 41 Ebd. S. 504 f.
- 42 Kolb (wie Anm. 4) S. 53.
- 43 Kopf (wie Anm. 39) S. 100. – Zum Kapuzinerkloster auf dem Michaelsberg vgl. Württembergisches Klosterbuch, Ostfildern 2003, S. 352.
- 44 Wolfgang Schöllkopf: Aus der Zeit von Herzog Carl Eugen, in: Gott und Welt in Württemberg. Eine Kirchengeschichte, Stuttgart 2000, S. 117-128.
- 45 Rolf Bidlingmaier: Die Ordenskapelle im Ludwigsburger Schloss, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 40 (1987) S. 143-169, hier S. 144.
- 46 Justinus Kerner: Bilderbuch aus meiner Knabenzeit (1849), Frankfurt a.M. 1978, S. 91 f.
- 47 Ebd. S. 102.
- 48 Joachim Hahn: Jüdisches Leben in Ludwigsburg. Geschichte, Quellen und Dokumentation, Karlsruhe 1998, S. 20.
- 49 Landeskirchliches Archiv Stuttgart A 26 Bü 454, 1, Nr. 37; Hahn (wie Anm. 48) S. 30.
- 50 Hahn (wie Anm. 48) S. 20.
- 51 Ebd. S. 31.
- 52 Ebd. S. 26.
- 53 Martin Brecht: Johann Valentin Andreae 1586-1654. Eine Biographie, Göttingen 2008, bes. S. 252-257 (»Die Einrichtung des Kirchenkonvents«).
- 54 Kolb (wie Anm. 4) S. 49.
- 55 Bei Sting (wie Anm. 12) S. 383-403 finden sich Auszüge aus den Ludwigsburger Kirchenkonventsprotokollen.
- 56 Sting (wie Anm. 12) S. 385 und 430.
- 57 Ebd. S. 392.
- 58 Ebd. S. 384.
- 59 Ebd. S. 388.
- 60 Ebd. S. 386.
- 61 Ebd. S. 388.
- 62 Arnold Weller: Sozialgeschichte Südwestdeutschlands, Stuttgart 1979, S. 26.
- 63 Sting (wie Anm. 12) S. 388 f.
- 64 Paul Sauer: Der schwäbische Zar. Friedrich, Württembergs erster König, Stuttgart 1984, S. 351 ff.

- 65 Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 30, S. 381 f.
- 66 Kolb (wie Anm. 4) S. 24; ders.: Die Kompendien der Dogmatik in Altwürttemberg, in: BWKG 51 (1951) S. 3-77, hier S. 56.
- 67 Wolfgang Schöllkopf: »Stimmung äußerst demokratisch«. Die Studienzeit des Georg Wilhelm Friedrich Hegel im Tübinger Stift, in: Bausteine zur Tübinger Universitätsgeschichte, hrsg. v. Volker Schäfer, Folge 2, Tübingen 1984, S. 81-105, hier S. 90.
- 68 Zu Bahnmaier vgl. Jochen Gruch: Bibliographie Jonathan Friedrich Bahnmaier, in: Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck 6 (1987) S. 179-184; Albert Landenberger: Jonathan Friedrich Bahnmaier, in: ders.: Evangelische Lebensbilder aus vier Jahrhunderten, Leipzig 1904, S. 152-161; Martin Leube: Jonathan Friedrich Bahnmaier (1744-1841), in: BWKG 48 (1948) S. 55-70; Dieter Narr: Zum Lebens- und Charakterbild Jonathan Friedrich Bahnmaiers, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 22 (1963) S. 283-301.
- 69 Reinhard Brey Mayer: Hölderlin – Majer – Spittler – Bahnmaier, in: BWKG 82 (1982), S. 254-328, hier S. 258 f.
- 70 Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 36, S. 456-458; Religion in Geschichte und Gegenwart, 4. Aufl., Bd. 7, Sp. 1749.
- 71 Archiv des Ev. Stifts Tübingen, K VIII, F 37, 4 (292): Promotionsakte, Zeugnisse.
- 72 Karl Rennstich: »... nicht jammern, Hand anlegen!« Christian Friedrich Spittler, Leben und Werk, Metzingen 1987.
- 73 Ein »Ludwigsburger Fall« in dieser Auseinandersetzung bei Wolfgang Schöllkopf: »Zu erbauen und erhalten«. Oßweiler Pfarrer und ihre Zeit, in: 500 Jahre Januariuskirche Ludwigsburg-Oßweil, Ludwigsburg 1991, S. 12-14 (Pfarrer Jakob Ferdinand Immanuel Ruoff).
- 74 Christian Belschner: Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, von Walter Hudelmaier neu bearbeitete und bis zur Gegenwart erweiterte dritte Auflage, Ludwigsburg 1969, S. 288.
- 75 Eduard Mörike 1804 – 1875 – 1975. Gedenkausstellung zum 100. Todestag im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar. Texte und Dokumente, München 1975, S. 30 f.
- 76 Felix Burkhardt: Friedrich Silcher. Lehrer, Universitätsmusikdirektor, Komponist, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken 13 (1977) S. 225-246.
- 77 Zur Silvesterfeier vgl. Christoph Kolb: Die Geschichte des Gottesdienstes in der evangelischen Kirche Württembergs, Stuttgart 1913, S. 246.
- 78 Landeskirchliches Archiv Stuttgart A 26/76, Personalakte Bahnmaier, Schreiben vom 24. Oktober 1811.
- 79 Ebd., Schreiben vom 6. Dezember 1811.
- 80 Leube (wie Anm. 68) S. 60.
- 81 Das Haus Württemberg (wie Anm. 9) S. 346 f.
- 82 Irene Ferchel, Wilfried Setzler: Mit Mörike von Ort zu Ort. Lebensstationen des Dichters in Baden-Württemberg, Tübingen 2004, S. 131 f.
- 83 Fritz Schlawe: David Friedrich Strauß. Eine kurze Lebensbeschreibung anhand von eigenen Äußerungen, Ludwigsburg 1974.
- 84 Eduard Mörike: Sämtliche Werke in vier Bänden, Bd. 2, München/Wien 1981, S. 828 f. – Neben Bahnmaier werden hier als konservative Tübinger Vertreter der Professor für Neues Testament Johann Christian Friedrich Steudel (1779–1837) und der Philosophieprofessor Carl August Eschenmayer (1768–1852), an dieser Stelle nur wegen seines halben Namensgleichklangs von Mörike geschätzt, genannt.
- 85 Leube (wie Anm. 68) S. 70.
- 86 Evangelisches Gesangbuch, Ausgabe Württemberg, Nr. 578.